

# ZB

## ILLUSTRIERT

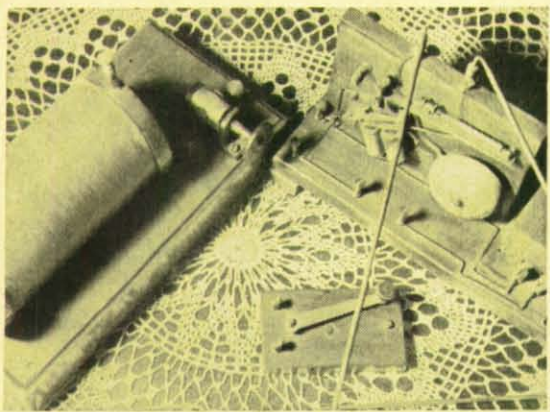
Für Menschen im Atomzeitalter



# Zum Schutze der westlichen Welt

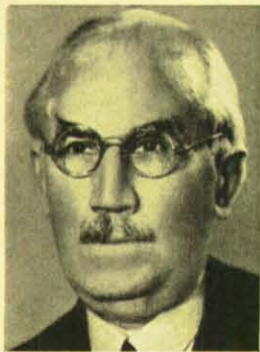
Zu unserem Bericht auf den Seiten 2-4

# Zum Schutze der



Der Urahne des heutigen Radargeräts ist zweifellos dieses Instrument, das vor mehr als fünfzig Jahren von dem Düsseldorfer Ingenieur Christian Hülsmeier erfunden wurde. Damals hatten Staat und Industrie keine Verwendung für diese aufsehenerregende Erfindung. Hülsmeier blieb arm und geriet ganz in Vergessenheit.

## Der Vater des Radars



Christian Hülsmeier

Selbst der frühere englische Premierminister Winston Churchill, der sich in seinen Memoiren recht ausführlich mit der Erfindung des Radargerätes befaßt hat, konnte nicht den Namen des „Urerfinders“ nennen. Dieser Mann ist jedoch zweifellos Christian Hülsmeier. Seine Patentschrift liegt unter einem Stapel von 150 anderen Patentschriften und wurde so vergessen.

Es war im Jahre 1902, als der Student der Elektrotechnik Christian Hülsmeier eine Annonce in der damaligen „Kölnischen Zeitung“ aufgab. „Für eine epochemachende Erfindung wird Finanzier gesucht“, stand da zu lesen, und mit vielen anderen wandte sich auch der Kaufmann Heinrich Mannheim an den Inserenten.

21 Jahre war Christian erst alt. Aber der Kaufmann hat Vertrauen zu diesem jungen „Feuerbeißer“. Er stellte ihm das Geld zur Verfügung, um die im Bremer Universitätslaboratorium entwickelten Apparate noch einmal nachzubauen.

Die gesamte Weltpresse greift die Geschichte auf. In Fachkreisen ist die Erfindung Tagesgespräch, und der französische Botschafter in Berlin fragt in einem persönlichen Handschreiben an, ob Hülsmeier nicht seine Erfindung an sein Land verkaufen wolle.

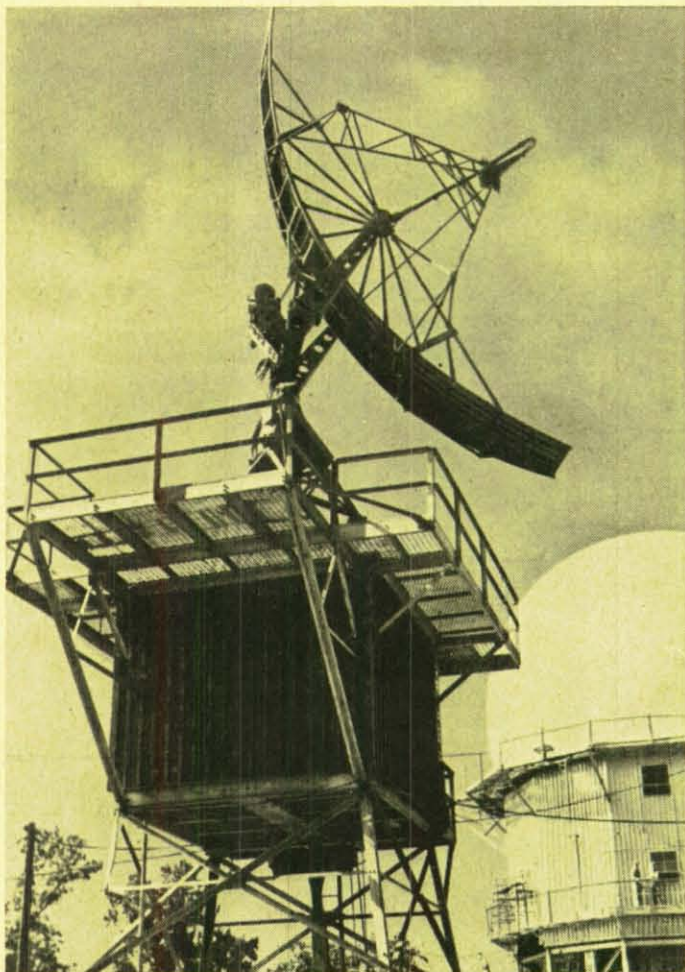
Hülsmeier sagt am gleichen Tage „nein“, an dem er vom Kaiserlichen Marineministerium durch den Staatssekretär Tirpitz die lakonische Antwort erhält, daß man für sein „Telemobiloskop“ keinerlei Interesse habe. Es wird wieder still um seine revolutionierenden Pläne.

Im letzten Krieg, im Luftschutzkeller seines Hauses aber wird er wieder an seine Jugendbastelei erinnert. Die alliierten Bomber ziehen ihre Kreise über Deutschland, und trotz Nacht und Nebel treffen sie ihre Ziele. Das Wort „Radar“ geistert durch die Gespräche der verängstigten Bevölkerung.

Christian Hülsmeier weint und stammelt nur noch die Worte: „Mein Telemobiloskop. Mit dem sehen die Flugzeuge auch nachts.“



Der Kopsi der Patentschrift vom 30. April 1904 über ein Verfahren, um entfernte metallische Gegenstände mittels elektrischer Wellen einem Beobachter zu melden.



Auf dem Gelände von Fort Meade, dem Zentrum der amerikanischen Lenkgeschosse in Maryland, steht dieses moderne Radargerät, das wie tausend andere die Aufgabe hat, das Regierungs- und Industriegebiet zwischen Washington und Baltimore vor überraschenden Angriffen feindlicher Flugzeuge und Raketen rechtzeitig zu warnen.

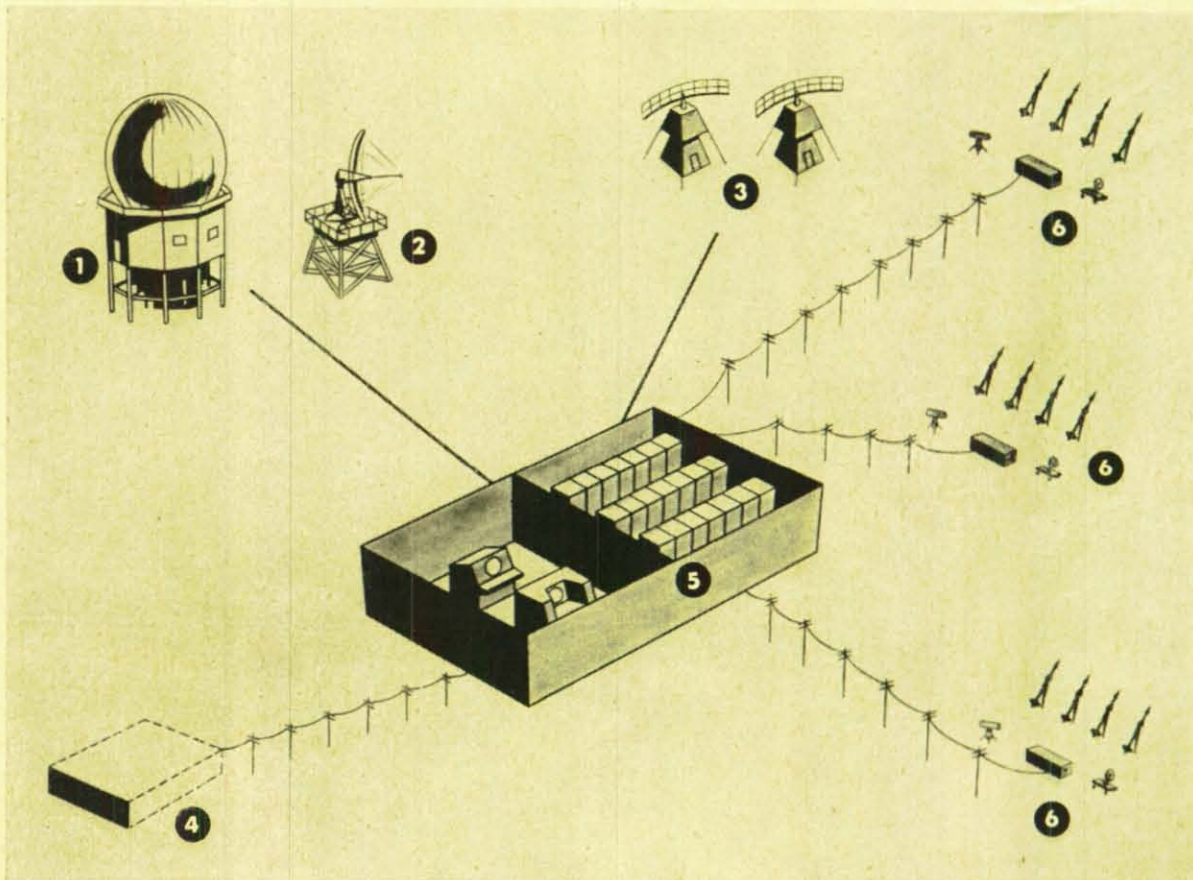
Was bedeutet das Wort „Radar“ eigentlich? Ist es wirklich ein Zauberwort, ein Allheilmittel gegen alle Gefahren aus der Luft?

„Radar“ ist eine Zusammenziehung der Anfangsbuchstaben der englischen Wörter „Radio Detecting and Ranging“, was soviel heißt wie: Funkpeilung und Bestimmung der Richtung und Entfernung.

„Radar“ ist gewissermaßen ein verlängertes menschliches Auge. Aber dieses technische Auge hat gegenüber dem natürlichen viele Vorzüge. Es vermag ringsum zu sehen und auch durch Nacht und Wolken hindurch. Das Prinzip des Radar-Verfahrens beruht auf der Echo-Wirkung. Ausgesandte Funkwellen werden zurückgeworfen, sobald sie ein Ziel treffen. Auf einer sogenannten „Braunschen Röhre“ wird dieses „Echo“ sichtbar gemacht — ein moderner Zauberspiegel also.

Drei große Radarlinien schützen z. Z. den amerikanischen Kontinent vor feindlichen Überraschungsangriffen aus der Luft. Es sind dies die Dew-Line im hohen Norden, die Mid-Canada-Line, die quer durch Kanada geht, und die Pine-Tree-Line, die etwa entlang der amerikanisch-kanadischen Grenze verläuft. Diese Radar-Linien auf dem Festland werden noch ergänzt durch fliegende und schwimmende Radar-Stationen und sind mit dem Luftabwehrsystem gekoppelt.

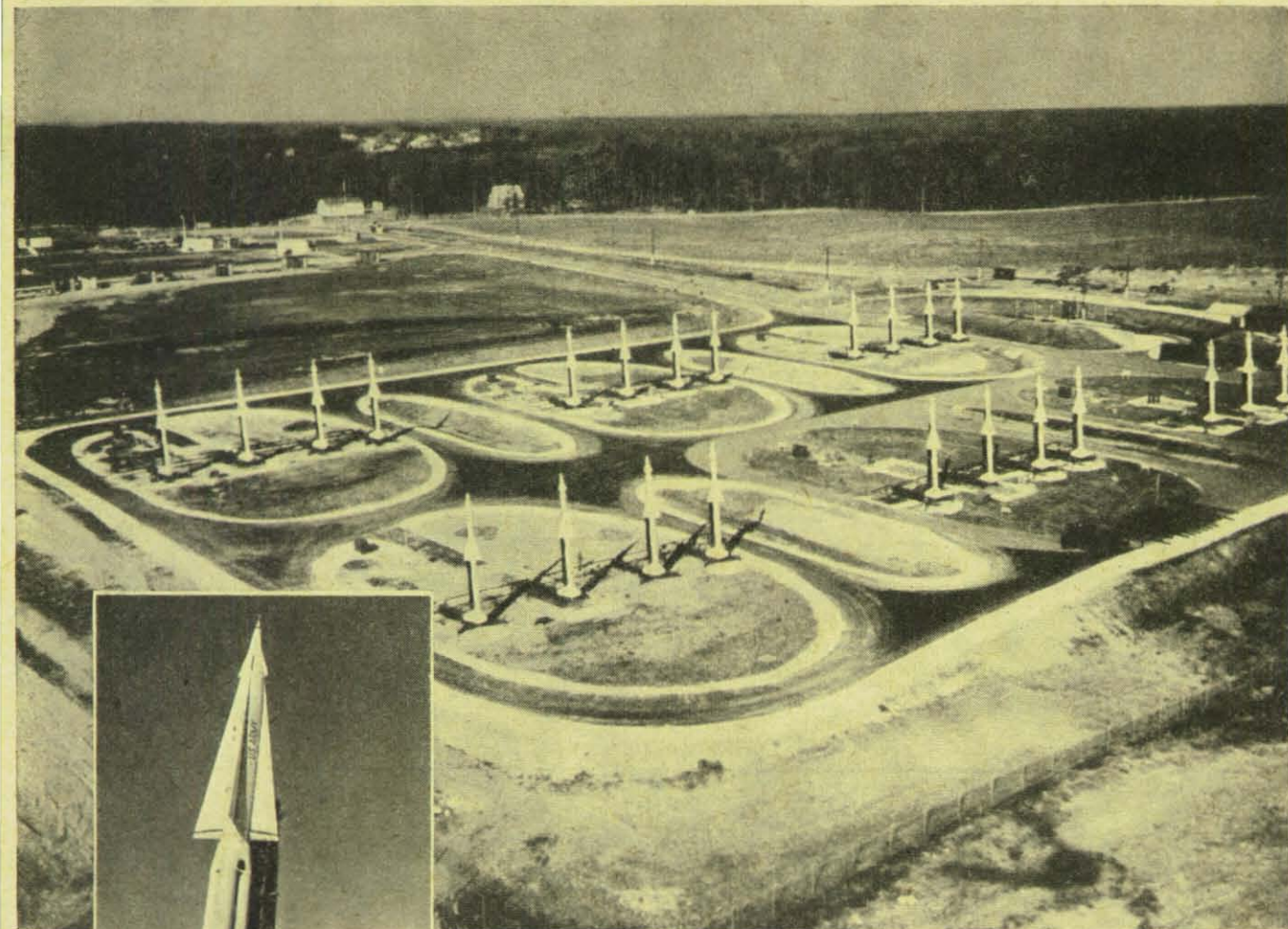
Die Radargeräte registrieren aber nicht nur Flugzeuge, sondern überhaupt alle in der Luft befindlichen Körper. So ist es verschiedentlich in den USA schon zu einem „Großalarm“ gekommen, weil auf den Radarschirmen Schwärme von Meteoriten (kleinste Himmelskörper) sichtbar waren und für feindliche Maschinen gehalten wurden.



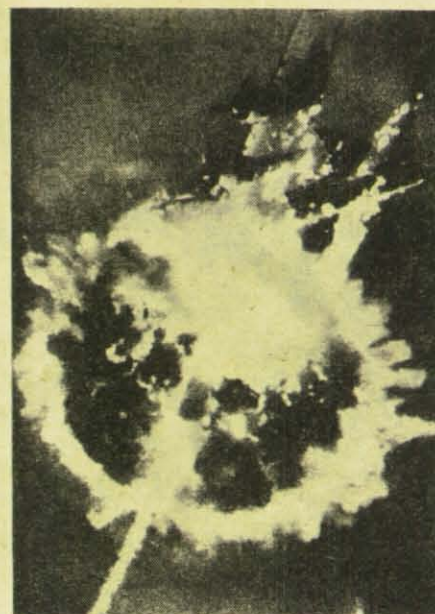
Einen interessanten Einblick in das, was die Amerikaner eine vollkommene Beherrschung ihrer Lenkgeschossbatterien nennen, mag diese Zeichnung vermitteln. Von den verschiedenen Radarstationen (1, 2, 3) und von einer besonderen Station (4), die alle eigenen und befreundeten Flugzeuge registriert, laufen die Meldungen in einer Zentrale (5) zusammen. Nach Auswertung der einzelnen Ergebnisse, wofür nur Sekunden benötigt werden, ergoht der Feuerbefehl an die Nike-Batterien (6). Jedes eigene in der Luft befindliche Flugzeug ist dabei außer Gefahr.

# westlichen Welt

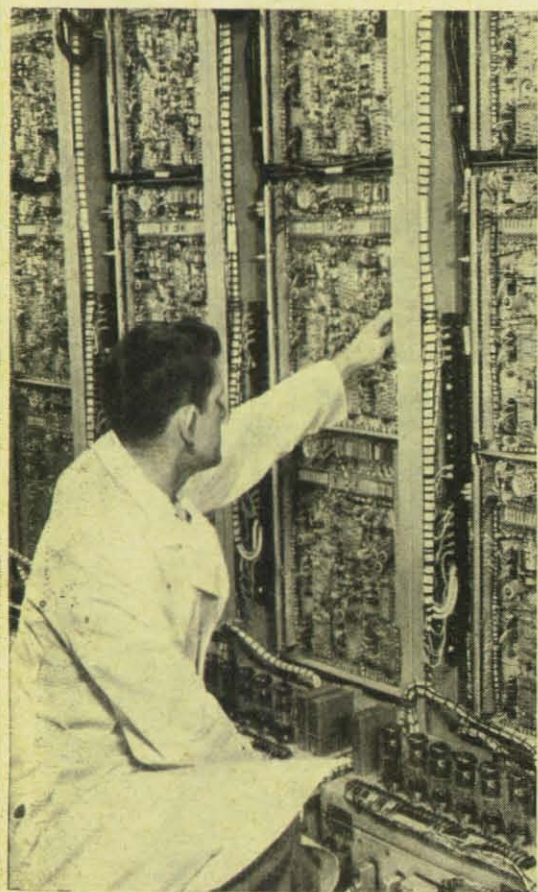
Perfekte Abwehr in den USA • Nike-Batterien auch für die Bundesrepublik



Die Standardwaffe für die bodenständige Luftverteidigung des US-Kontinents ist die Rakete „Nike“ des US-Heeres. Bis 1961 wollen die Vereinigten Staaten 250 Nike-Bataillone aufstellen. Z. Z. wird in der amerikanischen Armee die Flugabwehrrakete vom Typ „Nike-Ajax“ (Bild oben) durch die „Nike-Herkules“ (Bild links) ersetzt. Auch in der Bundesrepublik sind Abschubrampen für Nike-Raketen, die der Luftverteidigung dienen, vorgesehen.



Mit gewaltigem Feuerschweif jagt eine Nike-Rakete in den Himmel. Wenn das Geschoss in voller Fahrt ist, sucht es unter der Kontrolle eines Robotergeräts selbständig sein Ziel (Bild unten). Das mittlere Foto zeigt die Nike schon ganz nah am Ziel, kurz vor dem Zusammenprall. Eine sensationelle Aufnahme! — Dann folgt die Explosion. Ein mächtiger Feuerstoß vernichtet das Flugzeug. Die Nike-Rakete detoniert bei der Berührung mit dem Ziel-Objekt.



Ein Durcheinander von Drähten und Spulen, von Sicherungen und Kontakten zeigt dieser Blick „hinter die Kulissen“ von Fort Meade. Das Personal, das hier eingesetzt wird, hat eine lange und schwierige Fachausbildung hinter sich.

Zauberspiegel des Kontrollsystems sind die Radar-Bildschirme. Die Nachrichtenoffiziere können auf ihnen genau die Bewegung feindlicher und auch eigener Flugzeuge erkennen. Tag und Nacht sind die Posten vor den Bildschirmen von Fort Meade besetzt. Von der Konzentration dieser wenigen Menschen hängt es ab, ob im Ernstfall ein Luftangriff erfolgreich abgewehrt werden kann.

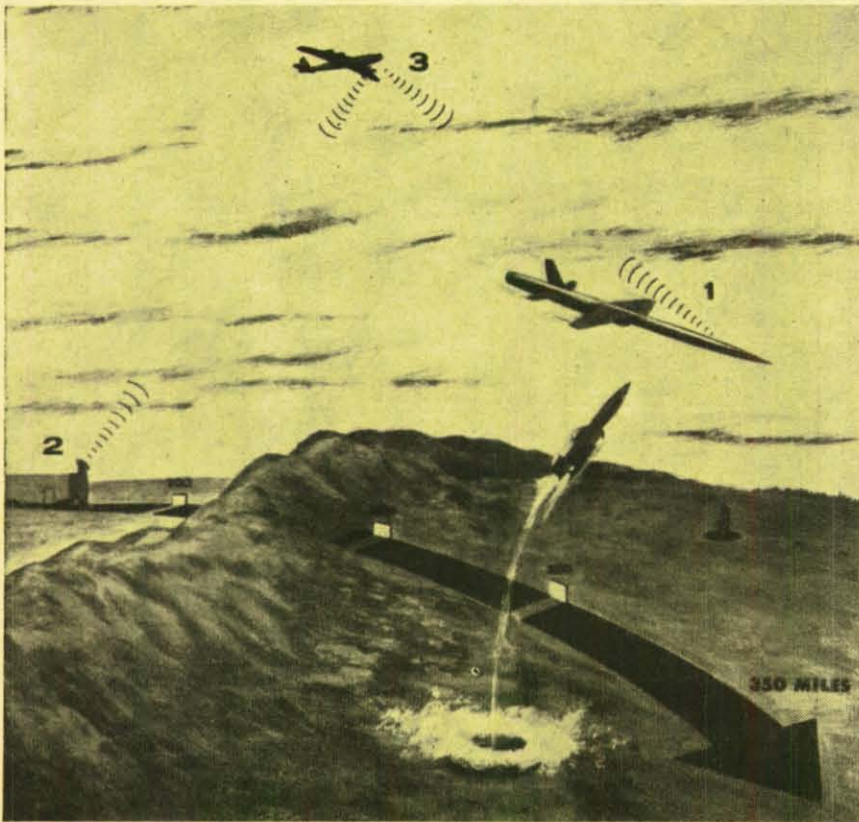
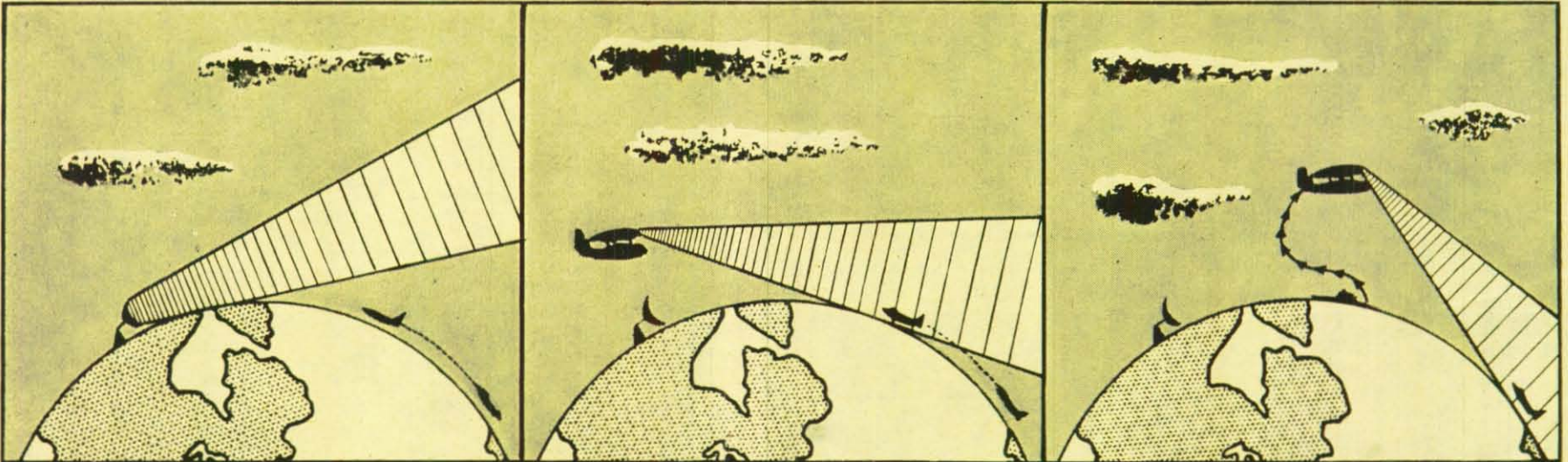
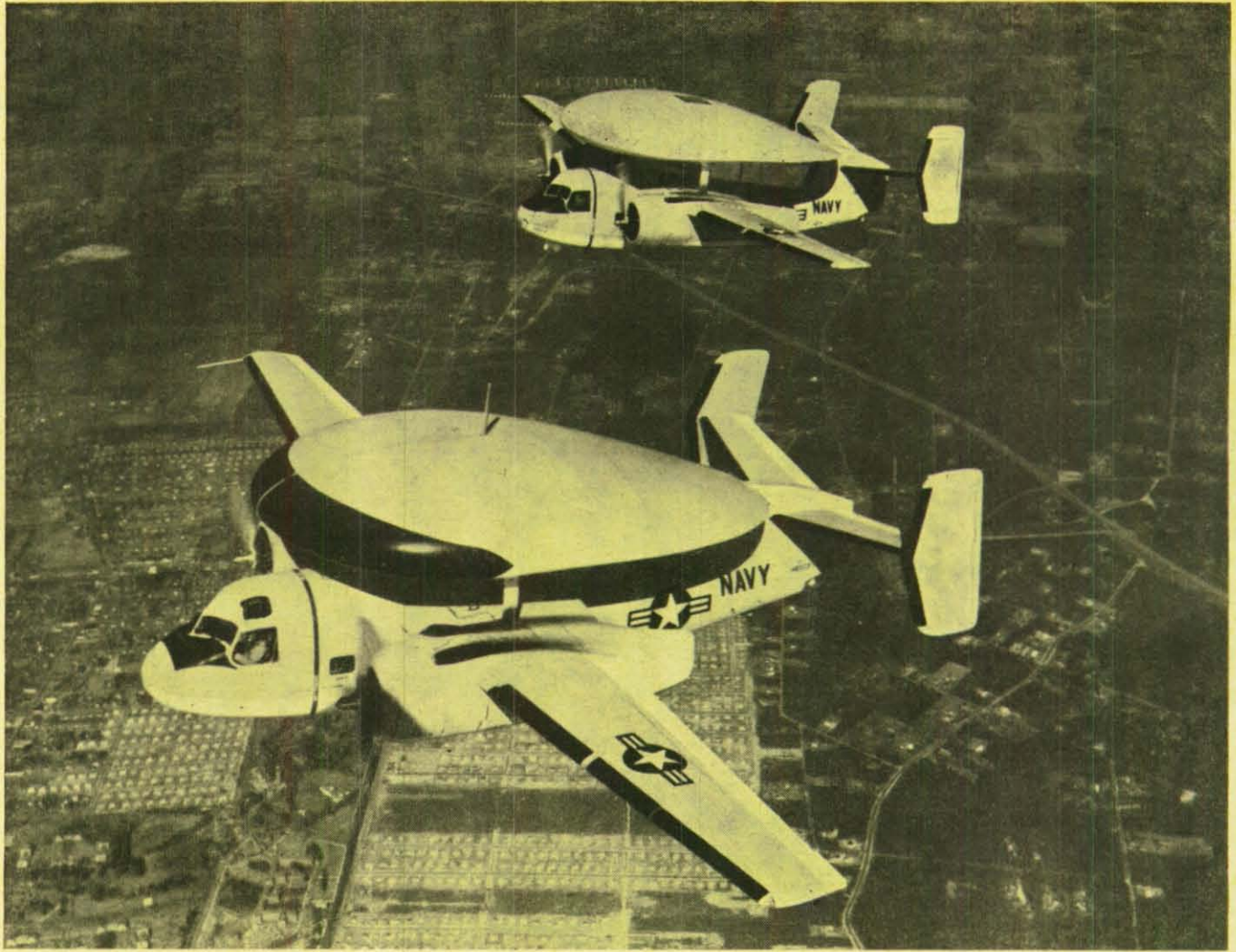


# Zum Schutze der westlichen Welt

Fortsetzung von Seite 3

## Radaraugen in den Lüften

*Ständig in der Luft* sind diese Maschinen der US-Marine, die den offiziellen Namen „fliegende Untertassen“ haben. Sie tragen die modernsten Radaranlagen und sind in der Lage, feindliche Flugzeuge, die mit einer Atom-Ladung an Bord aufsteigen, praktisch schon vom Start aus zu verfolgen und die Abwehr somit rechtzeitig zu alarmieren. Und bei einer etwaigen kriegerischen Auseinandersetzung der Zukunft kommt es auf Schnelligkeit an.



◀ **Nicht mehr rund** ist die Erde durch die fliegenden Radar-Stationen. Die linke Zeichnung veranschaulicht die Reichweite einer Boden-Radarstation. Tieffliegende Flugzeuge können unbemerkt herankommen und können erst sehr spät von dem Gerät geortet werden. — Eine fliegende Radarstation über dem Festland (Zeichnung Mitte) hat schon einen viel weiteren Radius. — Befindet sich diese fliegende Station aber über See, so fällt die Krümmung der Erdoberfläche praktisch fort (rechts).

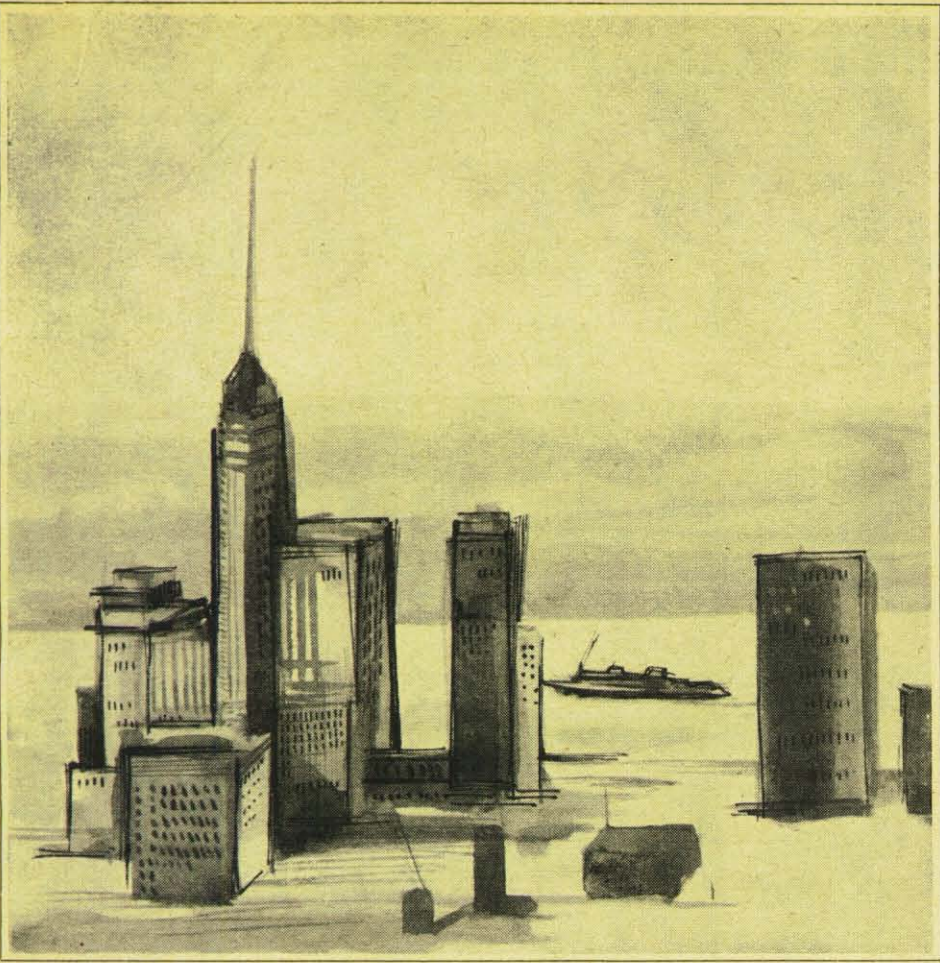
◀ **Perfekte Zusammenarbeit** zwischen verschiedenen Radarstationen und der Abwehrbatterie wird hier gezeigt. Ein feindliches Lenkgeschöß (1) überfliegt eine Bodenwelle. Damit gerät es für die Boden-Radarstation (2) praktisch außer Sicht. Die Bodenstation aber hält über die Luft-Radarstation (3) die Verbindung aufrecht, und die Abwehr-Rakete trifft unweigerlich ihr Ziel.

▶ **Fertig zum Start!** Die Besatzung besteigt die „fliegende Untertasse“.



# Rußlands Zukunft liegt im Norden

**100jähriger künstlicher Frühling bringt das Nordpoleis zum Schmelzen. Palmen wachsen in Deutschland. Der Weltmeerspiegel droht gefährlich zu steigen.**



**Der Weltmeerspiegel steigt.** New York liegt unter Wasser, nur die Wolkenkratzer ragen noch heraus. Schmelzen die gesamten Eismassen am Nord- und Südpol, so wird das Wasser 15—30 m steigen. Wenn die Erwärmung der Erdtemperaturen — in den letzten 50 Jahren 1 Grad — weiter anhält, vollzieht sich dieser Prozeß auf natürlichem Wege in den nächsten 1000 Jahren. Auf künstliche Weise läßt er sich jedoch stark beschleunigen.

**A**ls Peter der Große seine Residenz von Moskau zur Ostsee verlegte und an der Newa Petersburg gründete, trieb ihn der Wille, für Rußland ein Tor zur Welt zu schaffen. Die Ostsee aber ist bei dem globalen Verkehr unserer Zeit nur noch ein kleines Binnenmeer für das gewaltige sowjetische Reich. Im Süden ist es durch Landesgrenzen abgeriegelt, im Norden durch Eismassen blockiert. Diese Eismassen versperren aber nicht nur den Seeweg, sie sind auch schuld am rauhen Klima in den nördlichen Breiten des Landes. Den Gedanken, das Eis zum Schmelzen zu bringen, werden die Russen nicht mehr los, und heute schon schmieden sie Pläne, die sich nicht morgen, aber in 50 oder 100 Jahren vielleicht endgültig verwirklichen lassen.

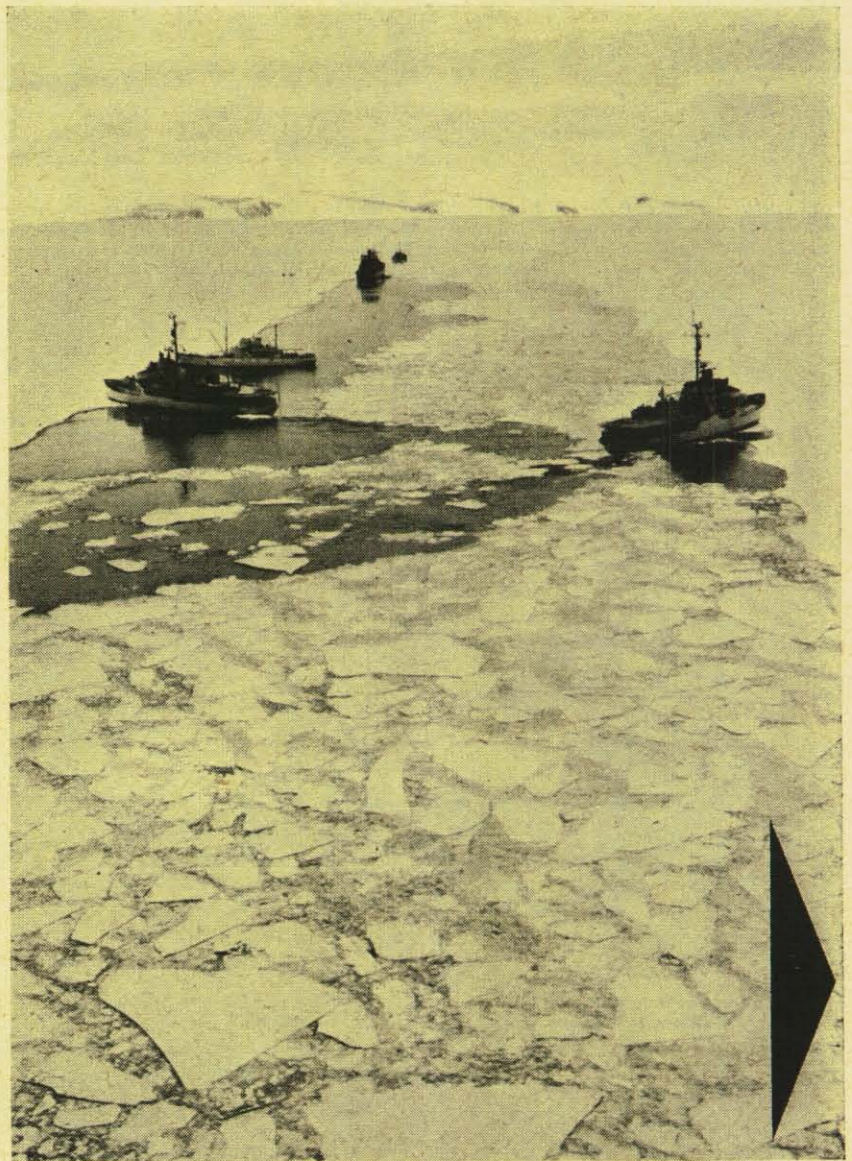
Die Vorstellung, das Nordpolargebiet sei ein unüberwindliches Hindernis, wurde in den letzten Jahren schnell überwunden. Das ewige Eis, die rauhe Natur hat ihre Schrecken verloren. Die Menschen haben die Polgebiete in ihre Planungen einbezogen. Amerikaner und Russen errichteten im hohen Norden Stützpunkte. Die zivile Luftfahrt fliegt im Regelverkehr mühelos über die nördliche Eiskappe der Erdkugel.

Das erste Ziel der Russen zur Eroberung ihrer eigenen Küstengebiete im Norden ist die sogenannte Rochade-Linie. Wie bei der Rochade des Schachspiels, wäre es für die Russen im Krieg gegen Japan, 1904, von fast entscheidender Wichtigkeit gewesen, wenn sie

ihre Flottenmacht aus der Ostsee auf nördlichem Weg zum Stillen Ozean hätten verschieben können. Der Weg durchs Mittelmeer ist sehr viel weiter und gefährlich, da er von eventuellen Gegnern leicht zu versperren ist. Der Weg um Afrika ist in kritischen Situationen eines Krieges erst recht undiskutabel.

Bei der Rochade-Linie kommt es den Russen heute aber nicht nur auf militärische Überlegungen an, sondern auf die Möglichkeit, den Norden ihres Landes durch eine wichtige Verkehrsader zu erschließen. So haben die Sowjets als erste atomgetriebene Schiffe, nicht wie die Amerikaner U-Boote, sondern zunächst einen Eisbrecher, die Lenin, gebaut. Ihn werden weitere Schwesterschiffe folgen. Mit ihrem fast unbeschränkten Aktionsradius werden die Atomeisbrecher im hohen Norden zwischen Murmansk und der Beringstraße eine Rinne ziehen, die durch den Streckenwärtendienst kleinerer Einheiten freigehalten werden kann. Dann können Hochseeschiffe die gesamte Nordküste Rußlands auch im Winter unbeschränkt erreichen.

Die wahre Erschließung der nördlichen Gefilde wird jedoch erst ein Klimakrieg bewerkstelligen, ein Krieg, der von Wissenschaftlern und Technikern gegen das ewige Eis geführt werden muß. Es gilt, die Polargrenze möglichst um einige hundert Kilometer zurückzudrängen. Die Landgewinne, die bislang von Menschen in unsäglicher



**Von der Eisblockade im Norden** wollen sich die Russen befreien. Ihrem ersten atomgetriebenen Eisbrecher, der Lenin, sollen nach der Erprobung weitere Schwesterschiffe folgen. Die Fahrinne, die von den großen Brechern mit fast unbeschränktem Aktionsradius zwischen Murmansk und der Beringstraße geschaffen wird, soll durch kleinere Schiffseinheiten, die als Streckenwärtler dienen, ganzjährig freigehalten werden.

# Rußlands Zukunft liegt im Norden

Fortsetzung von Seite 5



Das Unternehmen künstlicher Frühling sieht ein allmähliches Abtauen des Nordpolareises vor. Die Polargrenze, auf unserer linken Skizze als Strahlenkranz gekennzeichnet, wird zurückgedrängt. Im Norden Rußlands werden Weizenfelder wogen, in Deutschland Palmen wachsen. Bei der Anlage von Atomheizstationen wird es vor allem



auf die Ausnutzung der Strömungsverhältnisse ankommen. Die Auswirkungen auf das gesamte Klima der Erde sind im einzelnen nicht abzusehen. Es bleibt zu hoffen, daß das Unternehmen nicht zum Klimakrieg zwischen Ost und West wird. Die Russen werden Schrittmacher des gewaltigen Projektes sein, weil sie sich den größten Nutzen erhoffen.



Auf riesigen Eisschollen, die im Nordpolargebiet treiben, haben die Sowjets Forschungsstationen ausgesetzt, um Meeresströmungen, Temperaturen, Salzgehalt, Luftfeuchtigkeit und Windstärken zu erkunden. Die Ergebnisse werden zum Festland gefunkt. Während der ersten vier Monate legte die Eisscholle, auf der sich die „Nordpol 6 Drift Station“ befindet, im Zickzackkurs 340 km, der Luftlinie nach jedoch nur 75 km zurück.

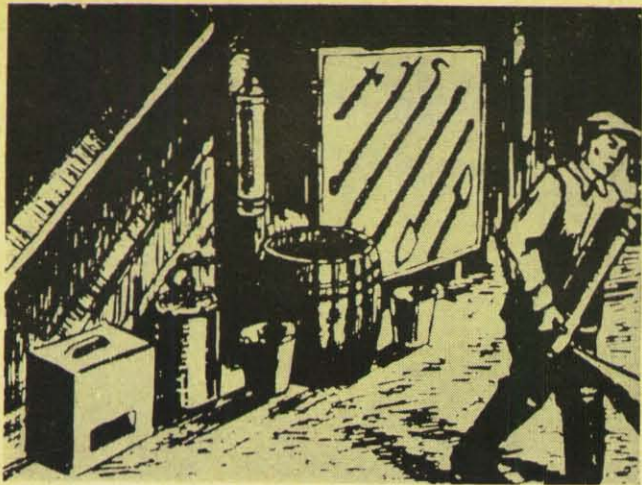
Mühe dem Meere abgerungen wurden, sie sind kümmerlich im Vergleich zu den riesigen Gebieten, die dem eisigen Norden entrissen werden sollen. Wo heute sich öde Tundra erstreckt, sollen einst goldene Weizenfelder wogen. So groß für die Russen die Opfer auch sein werden, sie werden alles einsetzen.

Es geht darum zu zeigen, wie weit sie mächtig sind, sich die Erde untertan zu machen, es geht um die Erweiterung des wirtschaftlichen Potentials, es geht um Sieg oder Untergang im „Kalten Krieg“ der politischen Systeme zwischen Ost und West, der auf wirtschaftlich-technischem Gebiet ausgetragen wird.

Schwarze Ruß- und Staubauflagen, die von Flugzeugen ausgestreut werden, können zunächst einmal die Wärme der Sonne für das gewaltige Schmelzunternehmen ausnutzen. Hinzu kommen künstliche Erwärmungen, um einen hundertjährigen Frühling in den Polarregionen auszulösen.

Bereits vor einiger Zeit hat die Akademie der Wissenschaften in Moskau bekanntgegeben: In kälteren Gegenden seien einleitende, künstliche Erwärmungsexperimente durchgeführt worden und erfolgreich verlaufen; und zwar handle es sich um die Ableitung atomarer Energie ins Meerwasser. Der sowjetische Physiker Anatol Grupian hatte schon vor längerer Zeit angeregt, die Meeres- und Untereisströmungen zu erforschen und eine Erwärmungstheorie der Meeresgewässer aufzustellen, nach der dann mit Atomabbrennungen Großversuche angestellt werden können. Die Russen sollen bereits mit vier Schiffen, die als Atomheizversuchsstationen ausgerüstet sind, in den Gewässern der Antarktis experimentieren. Im weiteren sollen atomgetriebene Schiffe geplant sein, die mit atomkraftgeheiztem Rüssel ausgerüstet sind und sich hiermit wie mit einem Schneidbrenner oder einer Dampfkannon durch die stärksten Eisdäcken des Nordpolarmees vorarbeiten können.

Lesen Sie in der nächsten Fortsetzung: Die Armee der Vereinigten Staaten erforscht die Meeresströmungen.



**Brandschutzposten** trotz Atombomben in den einzelnen Häusern? Jawohl — auch in der Sowjetunion. Das bekannte einfache Löscherät soll überall griffbereit sein. Auf Löschwasserbevorratung wird der größte Wert gelegt. An den Randzonen auch der größten Schadensstellen wird Selbsthilfe für möglich gehalten.



**Längerer Aufenthalt** in den Luftschutzräumen wird auch in der Sowjetunion in einem möglichen Zukunftskrieg für erforderlich gehalten. Die bekannten Wirkungen atomarer Waffen zwingen dazu. Daraus ergibt sich jedoch u. a. die Notwendigkeit einer planvollen Lebensmittelbevorratung. Illustrierte Merkblätter unterrichten die Sowjetbürger darüber, wie Lebensmittel längere Zeit haltbar gemacht werden können und wie sie zu verpacken und zu lagern sind. Auch in anderen Staaten ist man bereits zu solchen Maßnahmen übergegangen.



**Atombomben**, biologische Kampfmittel, chemische Kampfstoffe — das sind die sogenannten ABC-Waffen, mit deren Einsatz besonders die Militärexperten rechnen. Im Ernstfall kann das Gelände für eine bestimmte Zeit vergiftet sein, Menschen, Tiere und Pflanzen können geschädigt werden. Mit Gasmasken und Schutzkleidung versehen, wird das richtige Verhalten der Bevölkerung in angenommenen Schadenszonen immer wieder geübt.

Man rechnet auch in der Sowjetunion mit der Möglichkeit, daß in einem Zukunftskrieg atomare Waffen eingesetzt werden. Schonungslos wird die Bevölkerung über ihre Wirkungen aufgeklärt. In den vorausgegangenen Folgen (ZB-Illustrierte Nr. 9 und 10) berichteten wir darüber. Trotz der weitaus größeren Gefahren hält man dennoch die Selbstschutzmaßnahmen, wie sie sich auch bei uns im zweiten Weltkrieg bewährt haben, nicht für völlig überholt. Die russische Bevölkerung wird durch Wort und Bild darüber belehrt, wie man z. B. Verdunkelungseinrichtungen selbst herstellen kann, wie die Hausfeuerwehren auszurüsten sind, wie man Lebensmittel am zweckmäßigsten für Zeiten der Not bevorratet, wie ein selbstschutzbereites Haus ausgestattet sein muß. Sehr eingehende Unterweisungen ergehen auch über das richtige Verhalten während und nach Luftangriffen. Diese Tatsachen bestätigen dem vorurteilslosen Leser, für wie notwendig die Sowjetunion die Maßnahmen des zivilen Bevölkerungsschutzes hält.

# Zum Luftschutz: Ja! sonst immer: Njet!

**Sowjetisches Luftschutz-Dokument zur Aufklärung der Bevölkerung** Letzte Folge



**Praktische Entgiftungsmaßnahmen** werden in der Regel durch Spezialtruppen mit entsprechender technischer Ausrüstung durchzuführen sein. Aber auch die Bevölkerung selbst muß Bescheid wissen, denn auch solche Fragen treten im Ernstfall an sie heran. Nach ausführlichen Anweisungen müßte dann mit aller Gründlichkeit vorgegangen werden.



**So lehrte man es schon im zweiten Weltkrieg:** Behelissentgiftung ist mit Hilfe von Chlorkalk, Seife und Wasser möglich. In der Zwischenzeit sind neue Entgiftungsmittel entwickelt worden. In der Sowjetunion bleibt man aber zunächst bei den Dingen, die greifbar und verhältnismäßig leicht zu handhaben sind.



**In der Landwirtschaft** steht der Schutz der Haustiere mit im Vordergrund aller Überlegungen und Zivilschutzplanungen. Sollte es einmal zu einem Einsatz von ABC-Waffen gekommen sein, bedürfen die Tiere einer besonderen Behandlung. Auch in anderen Ländern kennt man den Begriff „Tierluftschutzwarte“. Sie müssen mit allen Maßnahmen vertraut sein, auf die es dann ankommt.

# Der große Schlager – Kleines Haus im Grünen

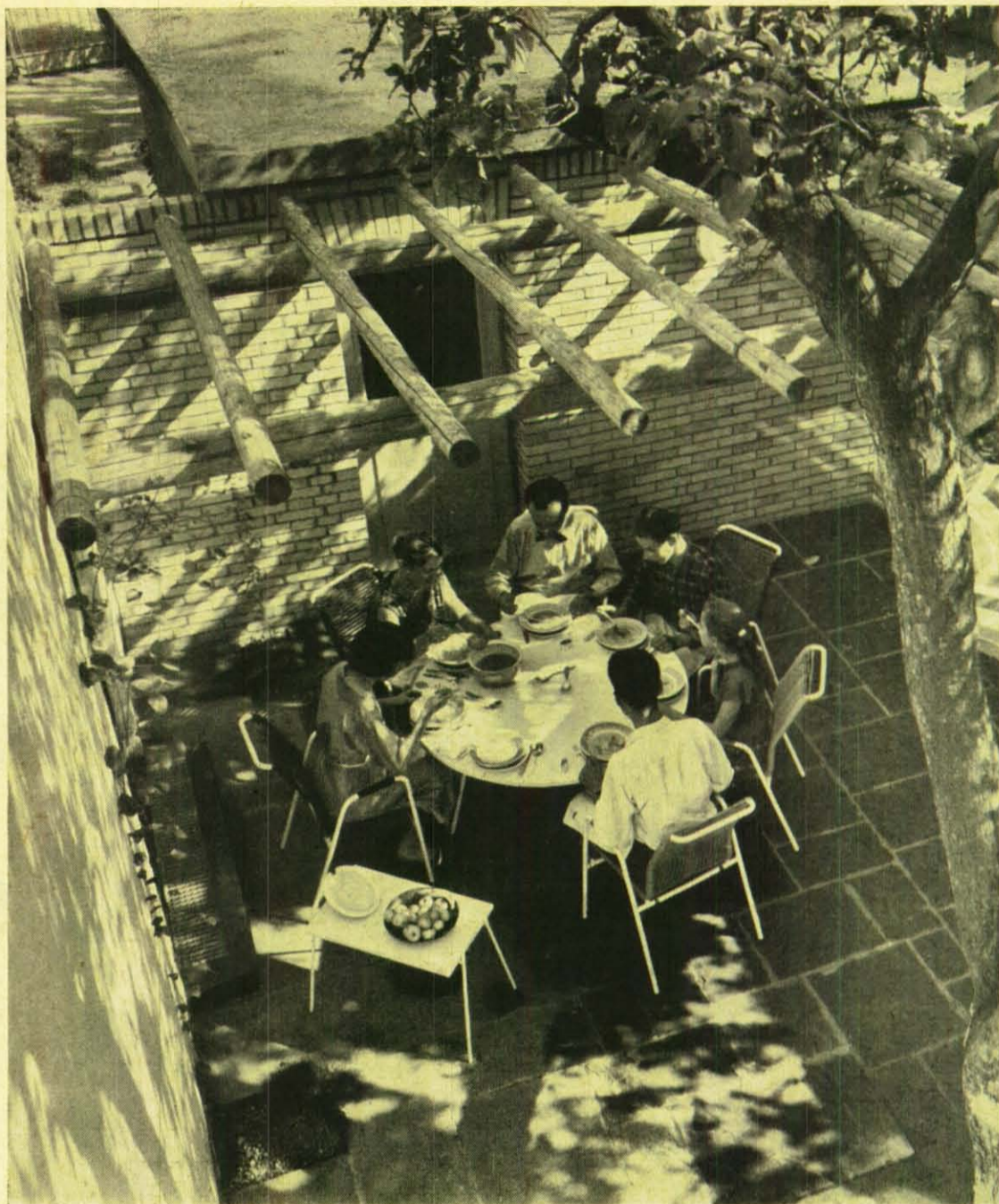
Letzte Folge



Wie ein riesiger Lokomotivkessel wirkt das runde Montagehaus, das von einer Hamburger Firma entwickelt wurde. Mit einer Länge von 10 und einer Breite von 3,50 Metern ist es eine absolut ausreichende Dauerwohnung. Im Inneren ist das Fertighaus sehr rationell eingerichtet. Es läßt sich per LKW oder mit der Bahn transportieren.

## Zuflucht und Frieden

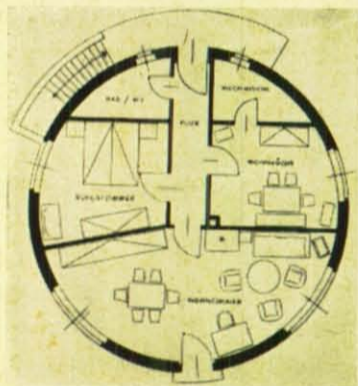
Alle Religionen und Mythen lassen das Leben der ersten, noch absolut glücklichen Menschen, in einem Eden, in einem Garten, beginnen. Den Menschen unserer Zeit, zumal den Großstädtern, ist die Sehnsucht nach einem kleinen Haus im Grünen geblieben. Mag es ländlich und großzügig sein und einen offenen Kamin haben oder in der Raumaufteilung sparsam und rationell wie eine Maschine — die abgeschiedene Ruhe und ein blühender Garten schaffen die Atmosphäre, in der wir Frieden finden vor dem lauten Getriebe. Heute, da besonders über den großen Städten die Gefahren einer atomgewappneten Welt schweben, erhält das Haus im Grünen als Zufluchtsstätte seine besondere Bedeutung.



# Landhaus oder Wohnmaschine?

Mit Geschick und wenig Kosten läßt sich, wie hier in dem Winkel, den Haus und Garage bilden, ein kleiner Hof anlegen, der einen zusätzlichen Wohnraum für die warme Jahreszeit schafft. In der frischen Luft schmeckt das Essen noch mal so gut (Architekt Häckelmann, Wiesbaden).

Der Grundriß des Rundhauses (unten) zeigt winklige Zwischenwände. Eine Außentreppe führt zum Dachgeschoß, dem Maleratelier des Besitzers. Das Haus ist ganz unterkellert.



Heraus aus der großen Stadt, heraus aus dem Häusermeer, das ist der Wunsch vieler Amerikaner, denen die Wolkenkratzer und Neonlichter nicht mehr behagen. Reiche Leute kaufen sich gleich eine ganze Farm, andere ein bescheidenes Häuschen. Wer es sich leisten kann, der behält daneben aus praktischen Gründen seine Stadtwohnung. Zum abseits und ruhig gelegenen Landhaus gehören selbstverständlich ein, oder besser zwei Autos, mit denen Einkaufszentrum, Arbeitsplatz und Schule schnell zu erreichen sind. Kennzeichnend für den neuen amerikanischen Landhaustyp sind Holzbauweise, Holzschindeln, Einstöckigkeit und Garage.

Nach eigenem Entwurf, den er zunächst nur in den Sand gezeichnet hatte, ließ sich der Lehrer Ch. Meyer nach seiner Pensionierung ein strohgedecktes Rundhaus in Petershagen an der Weser bauen. Das Hobby des Besitzers ist die Malerei.



## Seine Schafe kennt er

Eine australische Anekdote von Heinz Rein

Die Geschichte ist nicht erfunden. Sie hat sich im vergangenen Jahre auf der Easter Show in Sydney ereignet. Die Easter Show ist die größte Ausstellung Australiens, und auf ihr ist die Landwirtschaft stets besonders stark vertreten. Riesige Schafherden sind dort zu besichtigen.

Eine solche Schafherde und vor allem ihr Hirt spielen in dieser Geschichte die Hauptrollen. Ein Schaf sieht, so meinen die meisten Menschen, wie das andere aus, wir können sie, beim besten Willen, kaum voneinander unterscheiden. Von jenem Hirten, der im vergangenen Jahre seine Herde ausstellte, ging jedoch die Rede, daß er alle seine Schafe, mehrere hundert, genau kenne und für jedes von ihnen einen Namen habe.

Einem Mr. Richards, einem überaus häßlichen Manne, mit einem Gesicht wie ein alter, bissiger Wolf, diesem Mr. Richards, der nicht einmal in der Lage war, einen Chinesen von einem anderen zu unterscheiden, erschien die Kunde so unglaublich, daß er sich selber von ihrer Richtigkeit überzeugen wollte. Er suchte und fand das Freigelände, auf dem jener Hirt und seine

Schafherde weilten, und begann ein Gespräch.

„Sie kennen jedes Ihrer Schafe, Mister?“

„Jedes, Sir.“

„Und Sie irren sich nie?“

„Nie, Sir. Ich kenne sie doch genau, wie kann ich mich da irren.“

Mr. Richards schüttelte verwundert den Kopf. „Aber ein Schaf sieht doch wie das andere aus.“

„Wie bitte?“ fragte der Hirt erstaunt.

„Ich sagte, ein Schaf gleicht dem anderen wie ein Ei einem anderen Ei. Wie können Sie sie denn auseinanderhalten?“

Der Hirt wandte sich beleidigt ab. Nur mit vieler Mühe gelang es Mr. Richards, ihn wieder versöhnlich zu stimmen, aber er beharrte dennoch auf der Beantwortung seiner Frage.

„Jeder fragt mich das hier“, sagte der Hirt verwundert und verärgert. „Seid ihr denn in der Stadt so blöd, daß ihr ein paar Schafe nicht auseinanderhalten könnt? Gucken Sie doch genau hin, Sir! Sehen Sie denn nicht, daß jedes Schaf ein anderes Gesicht hat? He, komm her, Billy! Komm her, Frenchie! Komm her, Toty!“ rief der Hirt drei Schafe an. Sie galoppierten auf ihn zu. Der Hirt hob ihre Köpfe an und fragte: „Na, sehen Sie es jetzt, Sir?“

Mr. Richards gab sich redliche Mühe, Unterschiede zu erkennen, aber es gelang ihm nicht. Der Hirt rief noch mehr Schafe heran, aber Mr. Richards fand sie alle gleich aussehend. Als er die Ausstellung verließ, war er voller Bewunderung für die großartige, Gedächtnisleistung des Hirten und suchte seinen Freund, Mr. Korody, auf.

„Das mußt du dir anschauen“, sagte er begeistert. „So etwas hast du noch nicht erlebt.“

Mr. Korody war auch bereit, sich diesen Wunderhirten anzusehen, und er ging am nächsten Tage mit Mr. Richards zur Show. Im Freigelände ging Mr. Richards sofort auf den Hirten zu und begrüßte ihn wie einen alten Bekannten.

Der Hirt grüßte zögernd zurück. Mr. Richards bekümmerte das nicht. „Das hier ist mein Freund, Mister Korody“, sagte er. „Er möchte gern, daß Sie sich produzieren.“

Der Hirt hob die Schultern und blickte die beiden Männer verständnislos an. „Was soll ich?“ fragte er.

„Mann!“ rief Mr. Richards ungeduldig. „Erinnern Sie sich denn nicht? Wir haben uns gestern doch längere Zeit unterhalten...“

Der Hirt blickte Mr. Richards ratlos ins Gesicht, in Mr. Richards häßliches, wolfsartiges Gesicht, dann sagte er: „Entschuldigen Sie, Sir, aber ich weiß wirklich nicht... Die Herren sehen alle so gleich aus...“

### Übertriebener Luxus

„Was wünschst du dir denn zu deinem morgigen Geburtstag?“ erkundigt sich McSeebow vorsichtig.

„Oh, darling“, freut sich seine Frau überrascht, „eine echte Perlenkette!“

„Dein Hals kommt mich aber mit der Zeit ziemlich teuer!“ brummt der Liebling.

„Aber du hast für ihn doch bis jetzt keinen Penny ausgegeben!“ entrüstet sich seine Frau.

„Und die Mandelentzündung im letzten Frühjahr?!“ erkundigt sich McSeebow.



Adio! Wir fahren ins Grüne, wer will mit uns kommen?

## Immer guter Laune

Ein Schrebergärtner muß sich stets zu helfen wissen

Unser Nachbar Schuenemann und seine gute Laune sind nicht totzukriegen. Schwemmt ein Dauerregen eine ganze Sintflut in seinen tiefgelegenen Garten, so freut er sich, daß er in nächster Zeit nicht viel zu gießen braucht. Dörrt eine richtige Backofenhitze das Land aus und läßt den Boden in langen Rissen aufspringen, so preist er die Sonne als den Ursprung alles Lebens; und wenn er dann ächzend und schweißtriefend das Wasser von der Pumpe zu den Beeten schleppen muß, so meint er nur, daß diese Tätigkeit gerade das Richtige sei, um seine von der Büroarbeit eingerosteten Ge-

lenke wieder jung und geschmeidig zu machen.

Kurz gesagt — auch den widrigsten Umständen gewinnt er noch etwas Gutes ab. Er ist wirklich ein glücklicher Mensch.

Doch in diesem Sommer erreichte seine gute Laune ihren Höhepunkt.

Ich hatte mich wie immer geplagt — gegraben, gesät, gehackt, gehäufelt, Raupen und Käfer von den Blättern der jungen Pflanzen gelesen, Kompost angekart und verteilt —, alles Arbeiten, die meine Rückenmuskulatur und meine Naturliebe auf eine harte Probe stellen. Eines Tages, als ich stöhnend verschnaupte, sah ich bei einem Blick über die Hecke unseren sonst so eifrigen Nachbarn gemütlich in einer Hängematte liegen.

Auf meinen Gruß legte er das Buch, in dem er gelesen hatte, beiseite. Dann schwang er sich aus der Hängematte und kam zu mir herüber. Er machte einen blendenden Eindruck, ich hatte ihn noch nie so gesund und ausgeruht gesehen.

„O ja, es geht mir großartig“, sagte er auf meine Frage. „Ich lese jetzt alle die Bücher, für die ich in den letzten Jahren keine Zeit gefunden hatte.“ Er wies auf seinen Garten, in dem sich nur Unkraut und Grasbüschel auf den kahlen Beeten drängten. „Ich habe in diesem Jahr ein ganz besonderes Glück gehabt“, erklärte er mit einem glücklichen und zufriedenen Lächeln. „Von allem, was ich gesät habe — da ist auch nicht eine einzige Pflanze herausgekommen...!“

einem kräftigen Ruck die Tür auf und schrie hinein: „Fasse dich kurz!“

Aber: die Fernsprechkabine war leer! Da drehte sich Harald gereizt um. „Herr!“ donnerte er. „Herr! Was fällt Ihnen ein? Wollen Sie mich zum Narren halten? Sie haben mir doch ausdrücklich versichert, Sie warteten auch —!“

„Gewiß“, erwiderte der Mann resigniert, „aber jetzt reicht's mir auch. Ich warte nicht länger. Wie üblich wird meine Braut unsere Verabredung vergessen haben!“

### Fasse dich kurz

Zwanzig Minuten vor der Telefonzelle

Ja, wenn man es mal ganz besonders eilig hat! Und Harald hatte es eilig. Brandeilig sogar. Harald mußte ganz dringend telefonieren. Er sauste wie ein Olympia-Sprinter zur nächsten Straßenecke. Aber — o weh! — vor der Tür der Fernsprechkabine stand schon ein Mann.

„Verzeihen Sie“, fragte Harald atemlos, „warten Sie hier?“

„Ja, freilich“, antwortete der Mann kopfnickend.

Also Geduld! Harald stellte sich neben den Mann und wartete auch. Ach, wenn er es nur nicht so eilig hätte!

„Verzeihen Sie“, fragte Harald nach fünf Minuten, „warten Sie eigentlich schon lange?“

„Das ist es ja“, knurrte der Mann wütend, „schon über zwanzig Minuten!“

„So eine Gemeinheit!“ tobte Harald. „Einen so lange warten zu lassen!“

„Nicht wahr?“ fauchte der Mann und zischte einen kernigen Fluch durch die Zähne.

Harald trat von einem Fuß auf den anderen. Wut über eine solche Rücksichtslosigkeit kroch in ihm hoch. Plötzlich machte er sich Luft.

„Jetzt hab' ich's aber satt!“ brüllte er, trat an die Telefonzelle, riß mit

### Julius

Von Johannes Schellenschmied

Julius, einer von uns wird zur Armee eingezogen.

Julius wird ein Gewehr in die Hand gedrückt und ein Stahlhelm auf den Kopf gesetzt.

Fertig ist der Soldat, denkt Julius.

Der Hauptmann denkt anders.

„Mal herhören, Julius! Es ist Krieg.“

„Was? Schon? Im Ernst?“ fragt Julius und faßt erschrocken den Hauptmann am Arm.

Der Hauptmann beutelt wütend die Hand herunter.

„Es ist doch nur eine Annahme!“ schreit er. „Es ist also Krieg, und Sie stehen in vorderster Linie auf Wache, und vor Ihnen taucht plötzlich ein feindlicher Soldat auf. Was tun Sie dann?“

„Ich werfe mein Gewehr weg und mache, daß ich weiterkomme.“

Dem Hauptmann verschlägt es die Rede. „Im Gegenteil!“ brüllt er. „Du hebst dein Gewehr hoch und schießt! Beginnen wir noch mal von vorn: Es ist Krieg, du stehst mit Gewehr und Stahlhelm auf Wache, plötzlich siehst du hinter einem Baum einen feindlichen Soldaten. Was tust du?“

„Ich hebe mein Gewehr hoch und schieße!“

„Bravol! Nehmen wir an, du hast ihn getroffen. Er ist tot. In diesem Augenblick steht hinter einem Baum ein zweiter Soldat und schießt dir dein linkes Ohr weg. Was tust du?“

„Ich hebe mein Gewehr hoch und schieße.“

„Bravol! Jetzt aber nun ein dritter Soldat und schießt dir dein rechtes Ohr ab. Was dann?“

„Dann bin ich blind“, sagt Julius.

„Kerl!“ schreit der Hauptmann, „ich sage doch Ohren, nicht Augen!“

„Ich weiß. Ich bin aber trotzdem blind.“

„Warum?“

Julius antwortet:

„Weil man mir einen Stahlhelm verpaßt hat, der dreimal zu groß ist. Wenn man mir jetzt beide Ohren abschießt, fällt er mir herunter bis auf die Nase, und ich sehe nichts mehr.“

# Unsichtbar HÄNDE

## Fälscher wider Willen - ein Tatsachenbericht um dunkle Machenschaften von Hellmut Andics

**D**er Major hinkt. Das macht sich gut. Deshalb hinkt der Major stärker, als er hinken müßte. An der Ostfront haben sie ihn tüchtig zugerichtet. Dann haben sie ihn in Berlin wieder sauber zusammengeflickt. Der Major hat wenig Lust, sich einen neuen Marschbefehl, Richtung Ost, zu holen. Deshalb hinkt er.

Der Major steht vor einer glatten, weißgestrichenen Türe. Eine Türe auf einem endlos langen Gang mit unzähligen Türen. Die Türe trägt kein Namensschild. Keine der Türen auf diesem Gang trägt ein Namensschild. Keine Tür im ganzen Haus, dem Reichssicherheitshauptamt in Berlin.

Nur Nummern sind da. Die Nummer der Türe, die der Major aufstößt, lautet: „6-F-4“.

Kein Mensch im ganzen Haus, außer ein paar von den ganz hohen Tieren, weiß über „6-F-4“ Bescheid. Und die drei oder vier Leute, die zu „6-F-4“ gehören. Der Major studiert an dem Schreibtisch hinter der Türe zuerst einmal ein paar Aktenmappen. Dazu braucht er einen Vormittag. Und diese Zeit genügt, um die gesamte Tätigkeit der Abteilung „6-F-4“ in den beiden Jahren seit ihrer Gründung kennenzulernen. Die Tätigkeit war bisher gleich Null.

Am Nachmittag läßt der Major dann die drei oder vier Leute seiner Abteilung antreten. Und brüllt: „Das muß alles ganz anders werden. Verstanden?“

Die Leute schlagen die Hacken zusammen. Verstanden! Und treten ab.

Der Major heißt übrigens Krüger. Bernhard Krüger. Bevor er seines Führers Rock anzog, war er Kriminalinspektor, Fälscherdezernat. Sein Fach versteht er. Deshalb hat man ihm jetzt, 1942, nach seiner Verwundung, die Abteilung „6-F-4“ übergeben. Und Major Bernhard Krüger hat einen für einen Kriminalinspektor des Fälscherdezernates ungewöhnlichen Ehrgeiz. Er will der größte Banknotenfälscher der Geschichte werden.

### Himmlers Plan

Die Idee stammte von Heinrich Himmler höchstpersönlich. Er trug sie Hitler vor: „Wir werden diese Plutokratenhunde mit ihren eigenen Waffen schlagen. Sie glauben, daß sie den Krieg gewinnen können, weil sie Geld haben. Wir werden ihnen die Freude an ihren Pfunden und Dollars gründlich versalzen. Sie sollen in Pfunden und Dollars ersticken. Wir werden sie so lange mit Pfunden und Dollars füttern, bis sie wie gemästete Gänse an Magenüberfüllung platzen.“

Es war wirklich eine großartige Idee, die britische Währung durch Falschgeld zu ruinieren. In diesem ganz auf die Stabilität der Währung eingestellten Wirtschaftssystem mußte eine Inflation zu Chaos führen. Und wie konnte man leichter, schneller eine Inflation herbeiführen als durch Millionenbeträge, die man ins Land brachte. Zehn Millionen, hundert Millionen, tausend Millionen Pfund! Man würde

Fälscher treiben ihr Spiel, produzieren Falschgeld und falsche Kunstwerte. Geschickte Vermittler schalten sich ein auf heimlichen Wegen. Unsichtbar sind die Netze, die sie knüpfen. Und immer erzielen sie hohen Gewinn. Doch einmal kommen auch sie zu Fall, früher oder später. Wie — das erzählt unser Bericht. Er beginnt mit einer Schilderung des „Unternehmens Bernhard“, der größten und erstaunlichsten Banknotenfälscherei aller Zeiten, die als neuartige „Waffe“ dem zweiten Weltkrieg vielleicht eine sensationelle Wendung hätte geben können. — Die Geschichte von dem Goldschmied Israel Rouchomowski und seinem Goldhelm schließt sich an.

sie überall in den neutralen Staaten auf den Markt werfen, man würde den Kredit untergraben, den das englische Pfund zwischen Stockholm und Zürich, Ankara und Lissabon besaß. Es würde bald soviel Pfunde geben, daß sie keinen Penny mehr wert wären. Man würde Millionen über der Insel abregnen lassen. Statt Bomben würden die Flugzeuge Kisten voll Banknoten streuen. Neue Banknoten kann man nicht von einem Tag auf den anderen herausbringen. Bis die Bank von England dahintergekommen sein würde, mit welcher neuen Waffe die Deutschen kämpften, mußten die englischen Läden ausgekauft, das Land mit Geld überschwemmt sein. Mit Milliarden Pfund.

Man müßte sie nur drucken können. Die Abteilung „6-F-4“ zur Durchführung des Großangriffs auf das englische Pfund wurde installiert. Das war 1940.

Zwei Jahre später, 1942, hatte der Major Bernhard Krüger das Glück, schwer genug verwundet zu werden, um zurück in die Heimat zu kommen. Er war ein geeichter SS-Mann. Und noch dazu Spezialist für die Bekämpfung von Fälscherbanden. Der Major Krüger war der Mann, den „6-F-4“ brauchte.

„6-F-4“ nämlich hatte versagt.

Als Krüger sein neues Büro inspiziert, findet er nicht eine einzige falsche Banknote. Nur ein paar hundert echte englische Pfund als Muster. Verschiedene Papierproben. Einzelne Farbversuche. Und einen Bericht der Deutschen Reichsbank — „Geheime Reichssache“ —, daß es unmöglich sei, englische Pfund so geschickt zu fälschen, wie es notwendig wäre, um erfahrene Bankfachleute zu täuschen. Mit größtem Bedauern — und so weiter.

Krüger versteht genug von seinem Fach, um zu wissen, daß die Reichsbank könnte, wenn sie wollte. Aber er kennt auch die Mentalität von Banknotenspezialisten zu gut, um nicht zu wissen, daß die Angehörigen dieser internationalen Gilde von Spezialisten alles tun würden, nur eines nicht: gutes Geld zu verfälschen. Das geht gegen das Berufsethos. Das sitzt solchen Leuten im Blut. Das muß es wohl auch sein, sonst wäre keine Währung der Welt sicher.

Irgendwie ist Krüger sogar froh darüber. Wenn die Reichsbank tatsächlich die Herstellung falscher Banknoten übernehme, so würde das nicht lange

geheim zu halten sein. Man muß —. Ja, Major Krüger weiß, was er machen muß. Er wird sich seine falschen Pfundnoten selbst machen. Er wird es zumindest versuchen.

### Der Fall „Cicero“

Das Unternehmen, das er startet, bekommt den Decknamen „Bernhard“. Doch in die Geschichte geht seine Tätigkeit unter dem Namen „Cicero“ ein. Und das hat seinen Grund.

Ein Jahr nachdem der Major Krüger Befehl erhalten hat, die Abteilung „6-F-4“ zu reorganisieren, bekommt der Direktor der Deutschen Bank in Istanbul unerwarteten Besuch. Der Handelsattaché an der Deutschen Botschaft in Ankara, Herr L. C. Moyzisch, meldet sich an. Der Direktor kennt Moyzisch als einen Mann, mit dem man reden kann — trotz der Verbindung des Attachés zur Gestapo. Und Moyzisch wiederum kennt den Bankdirektor als einen Mann, der den Mund zu halten versteht. Die Türkei ist in diesen letzten Kriegsjahren zu einem glitschigen Pflaster geworden. Operationsfeld für Spione jeder Rasse und Nationalität. Ganz genau weiß man nie, wer gerade für wen arbeitet.

Moyzisch hat in seiner Diplomatenmappe einige Dutzend Banknoten. Englische Pfund. Er legt sie auf den Tisch des Direktors. „Sehen Sie“, sagt er, „ich habe das Geld bekommen, aber ich habe den Verdacht, es ist falsch. Kann man das genau feststellen, mein Lieber?“

Der Bankdirektor schmunzelt.

„Woher haben Sie das Geld?“ fragt er zurück.

„Ich habe es — gekauft. In Ankara. Jawohl —“ Moyzisch schmunzelt auch. Sieh an, denkt der Bankdirektor. Der gute Moyzisch. Es scheint, daß er doch nicht mehr so ganz an den Endsieg denkt und seine Ersparnisse sicher anlegen will. Warum auch nicht —?

Moyzisch errät, was der Bankdirektor denkt. Das stört den Attaché nicht, im Gegenteil. Er fürchtet von dieser Seite keinen Verrat.

„Na schön“, sagt der Bankdirektor. „Ich werde es prüfen lassen. Können Sie morgen wieder vorbeikommen?“ Moyzisch kann. Er kommt am nächsten Tag wieder vorbei. Und erfährt, daß die Pfunde echt sind. Goldecht.

„Von der Sorte können Sie beruhigt mehr kaufen. Die Filiale der Bank von England hat sie anstandslos akzeptiert. Viel Glück!“ Der Bankdirektor grinst. Moyzisch grinst zurück. Man

scheidet mit einem freundlichen Händedruck.

Die Mitteilung des Prüfungsergebnisses nimmt Ludwig Moyzisch einen Stein vom Herzen, wenn er auch nicht die Absicht hat, seine Ersparnisse in Pfund umzutauschen. Er hat die Pfundnoten nämlich gar nicht in Ankara gekauft. Er hat sie bekommen. Aus Berlin. 20 000 Pfund in barem Geld, in lauter schönen, neuen Fünfpfundnoten.

In verdächtig neuen Noten.

Verdächtig neu deshalb, weil der Attaché infolge seiner guten Verbindungen nach Berlin etwas von der Existenz einer Abteilung „6-F-4“ gehört hat. Nichts Bestimmtes, nur vage Andeutungen, aber immerhin genug, um angesichts von 20 000 Pfund Bargeld in funkelneuen Noten sauer zu reagieren.

Aber nun ist er beruhigt. Das Geld ist echt. Das gibt ihm Mut. Und Mut hat L. C. Moyzisch verflucht nötig, denn gerade in diesem Augenblick ist er im Begriff, sich kopfüber in die größte Spionageaffäre des zweiten Weltkrieges zu stürzen. Ein paar Tage vorher hat ihm der Kammerdiener des Britischen Botschafters in Ankara eine Sammlung unfassbar sensationeller Geheimdokumente angeboten. Wenn es gelingt, diesen Verräter als dauernden Lieferanten zu gewinnen, so kann das für die Kriegführung von einmaligem Wert sein. Nicht, um den Krieg zu gewinnen.

Moyzisch glaubt nicht mehr an einen Sieg. Aber die Dokumente bieten die Möglichkeit, der obersten Führung in Berlin endlich über den wahren Sachverhalt die Augen zu öffnen. Auf Grund dieser Dokumente, die die ganze Stärke der Alliierten verraten, müßte man sich in Berlin nun wohl doch zur Einkehr entschließen. Mit Hilfe der Dokumente wird es möglich sein, einen annehmbaren Frieden herbeizuführen — denkt Moyzisch. Deshalb ist der Fall des Kammerdieners aus der Britischen Botschaft für ihn eine Herzensangelegenheit geworden. Der Spion aber verlangt Bezahlung in englischen Pfund. Phantastische Summen: 15 000 Pfund pro Lieferung. Einen Augenblick lang hat Moyzisch gefürchtet, das würde den Berlinern zu viel sein. Doch Berlin schickte das Geld postwendend.

Und das kam Moyzisch verdächtig vor. Deshalb ließ er die Pfundnoten überprüfen. Wenn man nämlich seinen neuen Freund, den Kammerdiener des Britischen Botschafters, mit falschen Banknoten ertappt hätte, wäre der Erfolg des ganzen Unternehmens in Frage gestellt worden.

Doch die Banknoten waren echt, gottlob! Die Berliner hatten seinem Freund übrigens den Namen „Cicero“ gegeben.



Neue Fünf-Pfund-Noten gibt die Bank von England im Frühjahr 1957 heraus. Die Scheine sind größer als Ein-Pfund-Noten, aber kleiner als die früheren „Fünfer“.

Ein paar Tage, nachdem der Attaché Moyzisch seinem Agenten in der Britischen Botschaft die erste Rate ausbezahlt hatte, ließ Gestapochof Kaltenbrunner den Major Bernhard Krüger kommen. Eilte ihm mit strahlendem Lächeln entgegen und schüttelte ihm die Hand:

„Habe soeben Meldung eines Agenten aus Istanbul bekommen, die ersten Pfundnoten wurden von der Filiale der Bank von England anstandslos eingewechselt. Sie haben ganze Arbeit geleistet. Nur so weiter, wir können noch Milliarden von Ihrem Cicero-Geld brauchen —“

Krügers Idee war richtig gewesen. Er mußte sich sein Falschgeld selbst herstellen. Als er die Abteilung „6-F-4“ mit der Feststellung übernahm, daß die Reichsbank nicht in der Lage war, die Arbeit auszuführen, ließ er sich von Himmler Vollmacht geben, im KZ Sachsenhausen ein Sonderlager einzurichten — von den übrigen Baracken durch Stacheldraht streng isoliert. Das Lager wurde mit den modernsten Banknotenpressen eingerichtet, die aufzutreiben waren, es bekam sämtliche graphischen und chemischen Behelfsmittel, die man sich denken konnte, man sparte weder mit Geld noch mit Mühe. Und dann studierte Krüger ein paar Tage lang die Listen sämtlicher KZ's, bis er die Leute gefunden hatte, die er brauchte. Graphiker, Setzer, Graveure, Chemigraphen, Retuschierer — einen Stab von über hundert Leuten, hauptsächlich Juden. Einen Mann von dieser Abteilung ließ er sich kommen, einen Tschechen namens Oskar Skala, der vor seiner Verhaftung in Prag Bankfachmann gewesen war. Diesen Oskar Skala ernannte er zum Kapo des zusammengewürfelten Haufens. Und nachdem er ihm den Plan seines „Unternehmens Bernhard“ entwickelt hatte, sagte er mit einer sonst im Umgang mit KZ-Insassen recht ungewöhnlichen Freundlichkeit:

„Mein Lieber“, sagte er, „ich weiß genau, wo meine Grenzen liegen. Ich kann euch verfluchte Bande wohl zwingen, an den Maschinen zu stehen und Druckplatten zu ätzen, ich kann euch erschießen, wenn ihr nicht pariert, aber ich kann euch nicht zwingen, gute Platten herzustellen. Ich kann euch nicht zwingen, euer Bestes zu geben. Aber wenn ihr euer Bestes gebt, so kann ich euch schützen. Die oberste Führung hält viel von eurer Tätigkeit — wenn ihr Erfolg habt, wenn die Fälschungen gelingen, dann seid ihr vor der Gaskammer sicher. Solange man euch braucht, wird man euch wie rohe Eier behandeln, keinem wird ein Haar gekrümmt werden. Zeigt also, was ihr könnt, und ihr werdet hier in Sachsenhausen so gut leben wie sonst niemand in ganz Deutschland. Wir verstehen uns doch —“

Krüger lächelte vielsagend. Der tschechische Häftling lächelte zurück. „Ich verstehe. Solange wir gute Pfund machen, passiert uns nichts —“ Und du mußt nicht an die Front, denkt Skala. Es ist ein Geschäft auf Gegenseitigkeit. Er für seine Person ist bereit, die Geschäftsbedingungen zu erfüllen.

Es vergeht noch ein Jahr, bis die ersten Pfundnoten fertig sind. Doch dann kann man schnell feststellen, daß es die besten Fälskate sind, die jemals hergestellt wurden. Sie täuschen nicht nur die Deutsche Reichsbank, sie täuschen auch die Filialen der Bank von England. Und das wurde bisher auf der ganzen Welt für unmöglich gehalten. Die Chancen, die komplizierten englischen Pfundnoten erfolgreich zu fälschen, galten wegen der immensen technischen Schwierigkeiten gleich Null. Hier war ein Meisterwerk gelungen — fast ein künstlerisches Meisterwerk.

Der Fall Cicero beweist den ersten Erfolg. Kurze Zeit später kommen aus Stockholm, Zürich und Lissabon Mitteilungen von Agenten, daß die Filialen der großen Banken dort anstandslos Pfunde aus Sachsenhausen akzeptieren.



**Im Herzen der Londoner City!** Unser Bild zeigt links den mächtigen Bau der Bank von England und in der Mitte die Börse. Diese beiden Zentren des Geldgeschäfts haben auch heute noch in Großbritannien sehr wichtige wirtschaftspolitische Aufgaben zu erfüllen.

tiert haben. Im Sonderlager beginnen die Druckpressen auf Hochtouren zu laufen. Wenige Monate später häufen sich in den Magazinen Banknotenbündel zu Bergen. 140 Millionen Pfund. 10 Milliarden Schilling. Eine gigantische Summe. Das Geld wird zur Auszahlung von Spionen, Gestapoleuten und Informatoren verwendet. Sogar im regelmäßigen Handelsverkehr findet es Verwendung.

Es dauert über ein Jahr, bis die Bank von England dahinterkommt, daß Millionen Pfund Falschgeld im Umlauf sind. Ein Wasserflugzeug hat einen deutschen Agenten an der schottischen Küste abgesetzt. Der Mann wird allerdings verhaftet, und bei ihm findet man einen ganzen Koffer voll Banknoten. Damit ist die Fälschung aufgedeckt.

Aufgedeckt wohl — aber die Gefahr ist nicht beseitigt. Die Bank von England in London erkennt die Fälskate wohl, aber sie muß zugeben, daß sie viel zu gut gelungen sind, um von den Kassieren an den Bankschaltern erkannt zu werden. Der Schatzkanzler muß darangehen, neue Banknoten herauszugeben. Dazu muß er seine Maßnahmen heimlich treffen, um ein Chaos zu verhindern. Wenn es den Deutschen wirklich gelungen wäre, Banknoten vom Flugzeug abregnen zu lassen, hätte dieses Chaos wirklich über Großbritannien hereinbrechen müssen. Doch zu der Zeit, in der genügend Banknoten für eine solche Aktion zur Verfügung standen, war die Luftschlacht um England bereits verloren. Kaum ein Flugzeug erreichte noch die englische Küste.

Deshalb wurde in Berlin der Plan gefaßt, die Abteilung „6-F-4“ aufzulösen. Krüger verstand es, diesen Plan zu verhindern. Er hatte inzwischen von einem Zigeuner, Smolianoff, hervorragende Dollarfälschungen herstellen lassen und überredete Himmler dazu, mit diesen Dollarfälskaten die alliierten Okkupationsgebiete in Frankreich zu überschwemmen. Als Sachsenhausen infolge dauernder Luftangriffe geräumt werden mußte, übersiedelte die Druckerlei nach Redl-Zipf in Oberösterreich, wo man sie in einen Bergstollen einbaute. Doch be-

vor sie noch zu arbeiten beginnen konnte, war das Ende da.

An einem Tage, Ende April 1945, wurde die gesamte Belegschaft samt ihrem Kapo Oskar Skala auf Lastwagen verladen und nach Ebensee abtransportiert. Der Transportführer hatte den Befehl zur Liquidierung in der Tasche.

Doch der Kommandant war ein Mensch. Er wußte, daß die Amerikaner in wenigen Tagen da sein würden. Er ließ die Mannschaft antreten, die Wachen und die bewachten Juden, und sagte: „Verschwindet!“

Dann setzte er sich in seinen Wagen und verschwand ebenfalls. Doch davon wußte Major Krüger nichts. Er hätte ihn vermutlich auch nicht interessiert. Er liquidierte in Redl-Zipf auf seine Weise. Die Maschinen ließ er sprengen. Die nach Dutzenden Millionen Pfund zählenden Banknotenvorräte wurden auf Lastautos verladen, die Fahrer erhielten Auftrag, die Ladung in die umliegenden Seen zu versenken. Dann ging Major Krüger nochmals in sein Büro, öffnete den schweren Panzerschrank und entnahm ihm Tausende Dollar und Pfund.

Echte Dollar und echte Pfund. Er hatte sie im Laufe der Jahre bekommen. Zu Versuchs- und Vergleichszwecken. Er hatte nur wenige Noten zu Versuchs- und Vergleichszwecken verwendet. Jetzt stopfte er sich damit die Taschen voll. Dann kam er wieder heraus, stürzte die Treppen hinunter, sprang in seinen Wagen. Im Wagen saß eine blonde Frau, deren Namen niemand kannte, von der die Bewachungsmannschaft nur wußte, daß sie Krügers Geliebte war. Der Wagen raste davon — westwärts.

Die Fälskate aus dem Konzentrationslager Sachsenhausen tauchten noch zwei Jahre lang in ganz Europa und im Orient auf. Ein Lastwagen voll Falschgeld wurde von den Amerikanern beschlagnahmt, manche Kisten platzten bei der Versenkung auf, ein paar Tage lang waren einzelne Seen des Salzkammergutes mit Banknoten übersät. Erst 1947, als die Bank von England eine neue Pfundnotenserie herausgab, war die Welt vor dem Cicero-Geld sicher.

Den Major Krüger, den größten Banknotenfälscher aller Zeiten, hat man nie wieder gesehen.

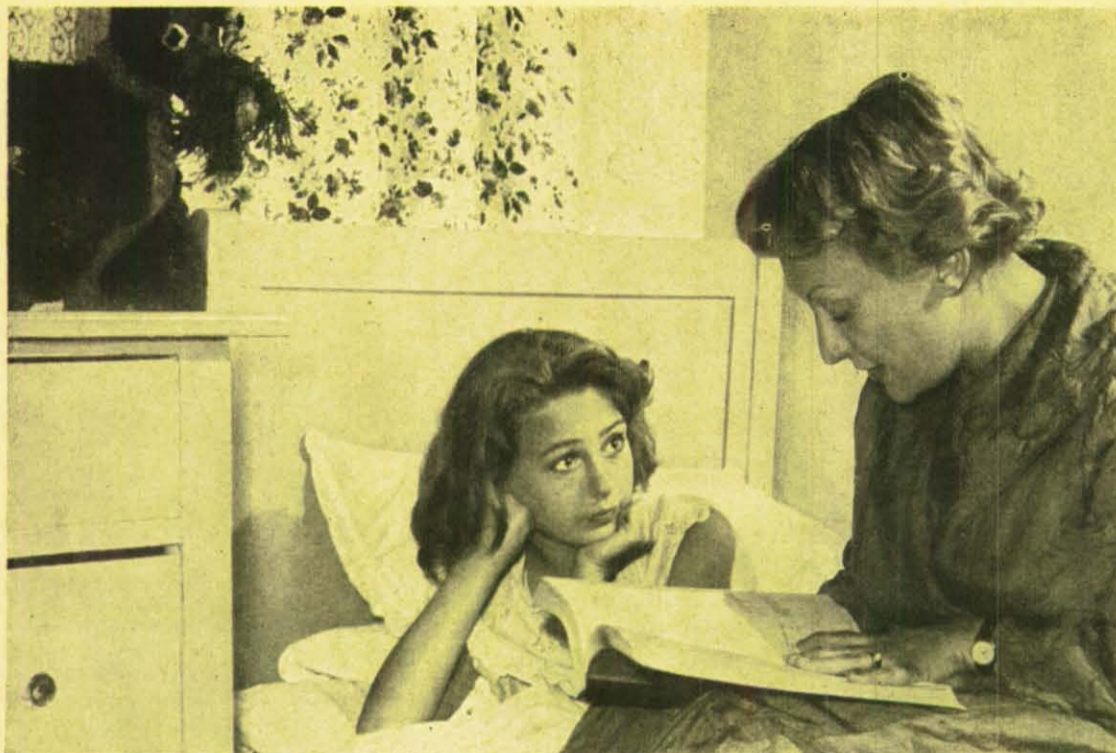
\* \* \*

### Israel Rouchomowski

Ein kleiner russischer Goldschmied aus dem Getto von Odessa fertigt im Auftrag einiger Petersburger Kunsthändler kurz vor der Jahrhundertwende einen Goldhelm nach ihm gegebenen Vorlagen an. Das Pariser Louvre-Museum erwirbt diese Fälschung für 200 000 Franc als eine aus dem 3. Jahrhundert vor Christus stammende Tiara eines Skythenkönigs.

„Ich bitte Sie, meine Herren“, lispelte Monsieur Lalique und verdrehte verliebt die Augen, „welcher Künstler unserer langweiligen, talentlosen Zeit sollte imstande sein, ein derartiges Meisterwerk zu schaffen?“ Drei Herren standen im Juwelensaal des Louvre, und Monsieur Lalique starrte verzückt auf eine Glasvitrine im zierlichsten Empirestil, hinter deren Scheiben ein Helm aus purem Golde funkelte.

„Sie haben recht, Monsieur, Sie haben ganz gewiß recht“, bestätigte Monsieur Falice. Lalique galt als eine Pariser Autorität auf allen Gebieten der schönen Künste, er wurde von allen Pariser Künstlern geehrt und geachtet — bis auf diese junge Brut, die sich da auf dem Montmartre damit vergnügte, unverständliche, verrückte Bilder zu malen, Farbkleckereien, daß es einem den Magen umdrehte, und die wohl keinen anderen Zweck haben konnten, als die braven Bürger der Seinestadt zu erschrecken. Diese Art „Künstler“ hielt natürlich nichts von Maitre Lalique, der jedem, der es hören wollte oder auch nicht, wortreich erklärte, seit Rhodin gebe es keinen vernünftigen Plastiker mehr, und mit Ingres sei der letzte Maler gestorben. (Fortsetzung folgt)



**Christine Kaufmann kennt kein Drehbuch.** Mit ihren zwölf Jahren ist sie eine jener Naturbegabungen, für die das Theaterspielen Bedürfnis und Entspannung ist. Mit sieben Jahren kam sie zum Film. Sie hat unter den verschiedensten Regisseuren gearbeitet. Einige verlangten von ihr, die Dialoge vorher auswendig zu lernen. Sie tat es, aber es wurde nichts Rechtes. Jetzt faßt sie kein Drehbuch mehr an. Vor dem Schlafengehen gibt ihr die Mutter Hinweise, wo die Szenen des kommenden Tages anknüpfen und in welchem Milieu sie spielen. Das genügt.



**Das Tonband ist unbestechlich** und daher zum Studium einer Rolle für Willy Birgel einfach unentbehrlich. Kann er doch nun hören, ob ein Satz die richtige Klangfarbe hat oder auch ob und wo Pausen eingeschaltet werden müssen. Mit Farbstiften arbeitet er das Drehbuch durch.



**Der ZB-Reporter blickte durch einen schmalen Türspalt hinter die Kulissen des gefeierten Stars auf der Leinwand oder des Helden auf der Bühne, als er einigen Künstlern einfach die Frage stellte: „Wie lernen Sie denn eigentlich Ihre Rolle?“**

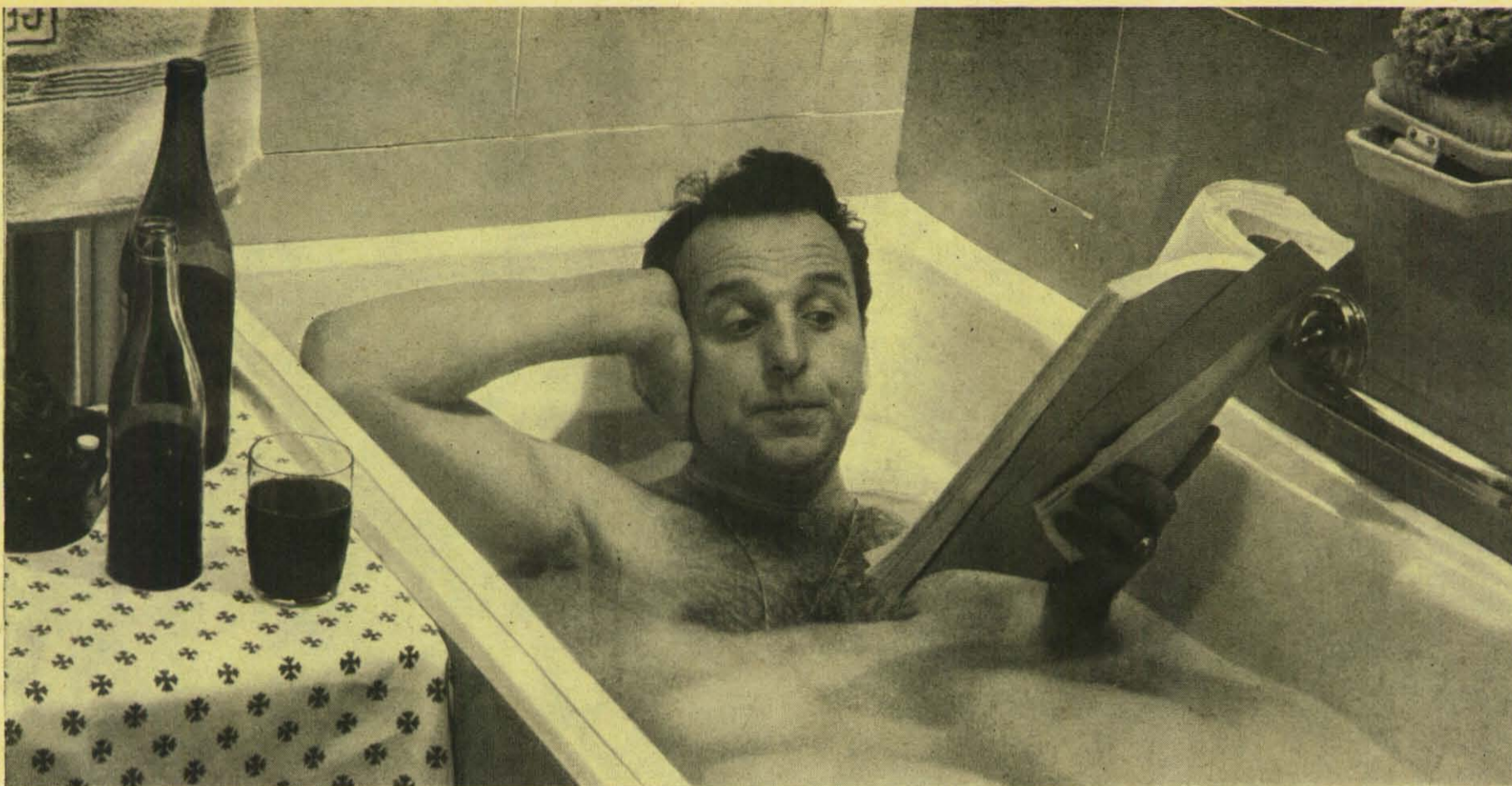
Ich weiß nicht mehr, wie oft ich diese Frage gestellt habe in den letzten Tagen und Wochen. Sehr genau aber weiß ich noch, wem ich sie gestellt habe und kenne auch die Antworten, die ich sicherheitshalber gleich mitstenografiert habe.

Vielleicht war es etwas indiskret, diese Frage zu stellen. Zumal ich dabei auch noch fotografieren wollte. Aber ich hatte es mir nun mal in den Kopf gesetzt und wollte einfach herausbekommen, wie sie es machen, unsere Stars. Denn ich konnte mir einfach nicht denken, daß Künstler ihre Texte vielleicht genauso pauken sollten, wie wir das weiland auf der Schulbank mit den Klassikern oder Bibelsprüchen getan haben.

Das Studium einer Rolle, die der Schauspieler oder die Schauspielerin verkörpern will — das war mir von vornherein klar — setzt natürlich die einwandfreie Beherrschung des Textes voraus. Das war früher so und ist auch heute noch der Fall. Gerade die Größten unter ihnen haben es damit sehr ernst genommen. Über die reine Technik des Lernens hinaus, eröffnet sich aber für den Künstler die viel wesentlichere und schwierigere Beschäftigung mit den Problemen der Rolle, sein inneres Einswerden mit der zu gestaltenden Figur.

All dies zusammen muß unter dem „Lernen einer Rolle“ verstanden werden. Und jeder macht es anders, versucht auf eigene Weise, sich in den Stoff hineinzuarbeiten. Das kann als Ergebnis meiner Befragung gelten. Eine feste Regel läßt sich nicht aufstellen, was bei der ausgeprägten Individualität der Künstler auch nicht weiter sehr verwunderlich ist.

**Kücki flieht in die Einsamkeit.** Am liebsten fährt Gertrud Kückelmann an das Ufer eines Sees oder in den Wald, wenn sie ihre Rollen lernen will. Da kann sie laut vor sich hinsprechen, da hat sie Ruhe und kann sich konzentrieren. Meist sitzt sie dabei auf der Erde. Tagsüber ist es ihr in der Stadt zu laut. Wenn sie das Wetter zwingt, zu Hause zu bleiben, wartet sie mit dem Rollenstudium bis zur Nacht, wenn alles schön still geworden ist.



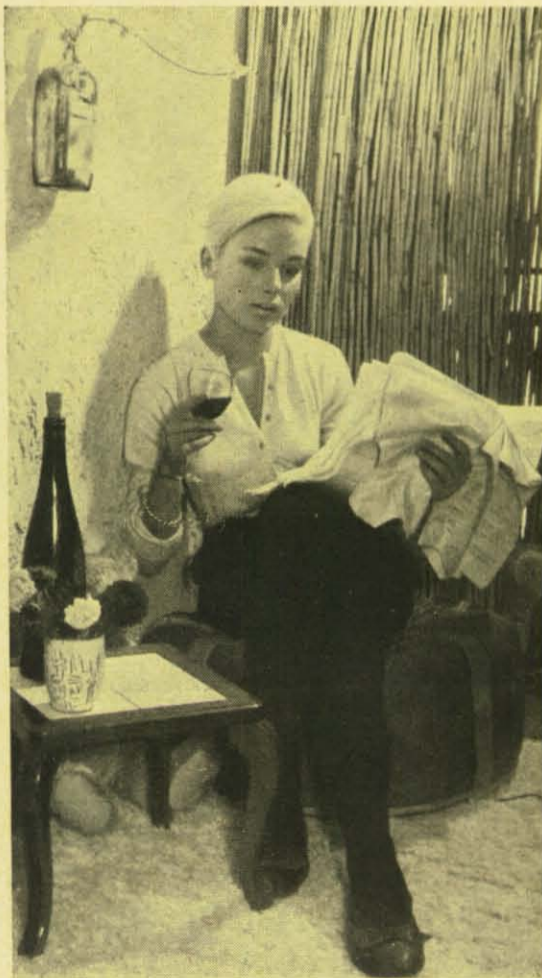
*Am liebsten in der Badewanne* lernt Georg Thomalla seine Rollen. Erfrischungen und Telefon müssen jedoch in Reichweite stehen. So wie wir ihn aus seinen vielen Filmen kennen, so ist er auch im Leben: Unbekümmert, lustig, originell. „Lerne mit Genuß“ lautet seine Devise. Rollenstudium wird nur mit der linken Hand betrieben, dennoch klappt es.

# Jeder Star lernt anders

Auf die geistige Durchdringung des Stoffes kommt es besonders an



*Dieter Borsche braucht Bewegung.* In seinem Haus im Isartal durchmißt er mit langen Schritten sein Arbeitszimmer, ab und zu einen Blick in das Drehbuch werfend. Außerdem hat er auch Musik zu seiner vollen Konzentration nötig. Sie ist ihm eine durchaus notwendige, aber veredelte Geräuschkulisse.



*Rotwein und leise Tanzmusik* sind für Susanne Cramer Voraussetzung für das Lernen einer Rolle. Mit dem Drehbuch zieht sie sich in eine Ecke ihres Balkons zurück. Das Telefon wird abgestellt und keiner darf stören. Manchmal arbeitet sie auch mit einem Tonbandgerät.



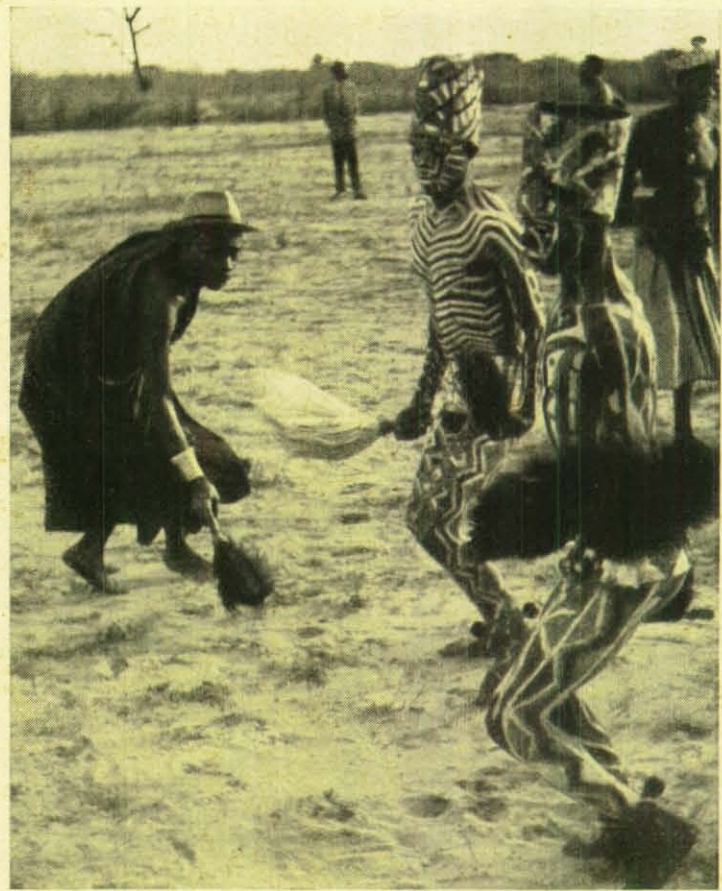
*Systematisches Lernen* kommt bei Hans Söhnker wohl eigentlich kaum in Frage. „Bei der Sprunghaftigkeit der Filmarbeit ist es nicht nur die Eigenrolle, sondern das ganze Buch, das man immer wieder durcharbeiten muß“, sagt er und handelt danach.



Weiße Streifen und Zickzacklinien bedecken den Körper des Kulttänzers. Diese „Schlangenhaut“ soll bezeugen, daß der Mann als Opfer höchster weiblicher Verführungskunst tatsächlich in ein Reptil verwandelt wird, dessen Liebestanz er nun nachzuahmen hat. Während der Tanzeremonien werden in Ki-Pende, der Sprache der Ba-Pende, mancherlei Geschichten erzählt, die der biblischen Darstellung vom Sündenfall sehr ähnlich sind.



Nur auf einige Gesten scheint sich nach Ansicht weißer Zuschauer der Tanz der Schlangemänner zu beschränken. Erregung und spitze Schreie der Eingeborenen beweisen aber, daß diese Bewegungen die Sinne wohl aufzurütteln vermögen.



Noch einmal eine Generalprobe unter der Regie eines erfahrenen Alltänzers. Einer der beiden Schlangemänner stellt eine Frau, der andere einen Mann dar. In Wirklichkeit sind beide Tänzer Männer, denn Frauen dürfen nicht mitwirken.



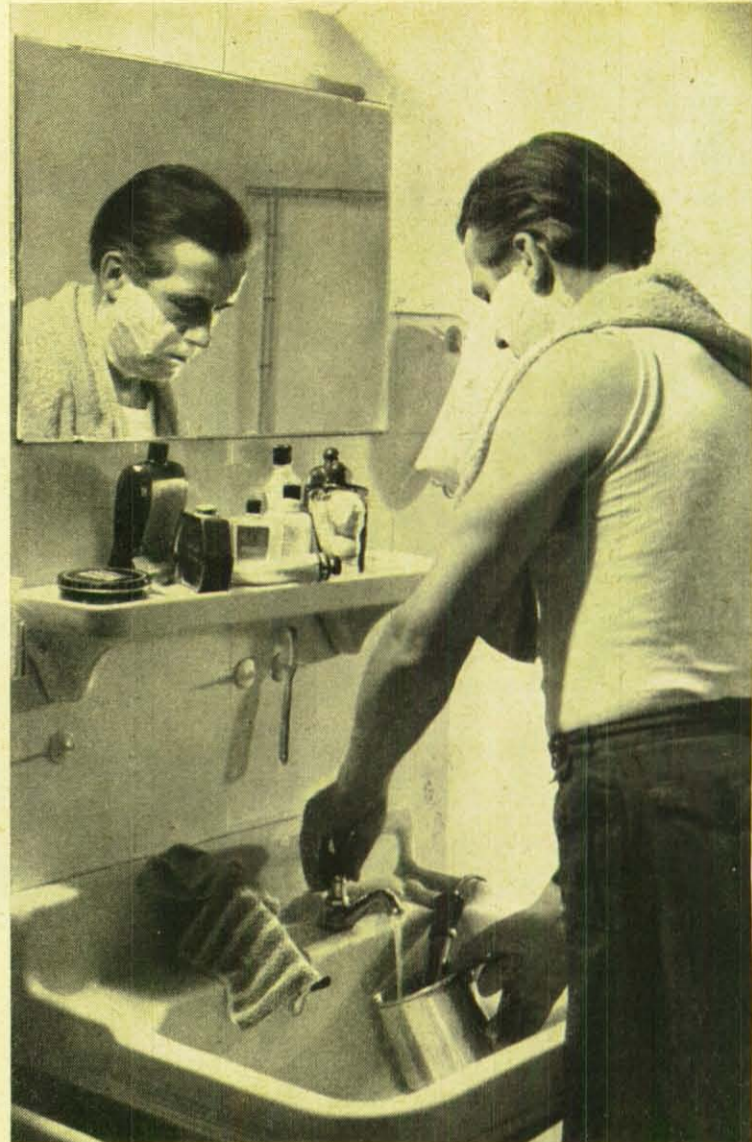
# Liebestanz der Schlangemänner

**Ba-Pende-Stamm in Belgisch-Kongo pflegt alte Traditionen**

Als es zu dunkeln beginnt, treten aus dem dichten Schatten des Urwaldes zwei geschmeidige Gestalten. Mit tänzelnden Schritten nähern sie sich dem Festplatz. Gelächter schwarzhäutiger Frauen, die wilden Schreie der Männer ihres Stammes treffen ihr Ohr. Plötzlich hallt scharfer Trommelrhythmus über den Platz. Die beiden Männer erstarren. Ein Zucken geht über ihre grell bemalte Haut, und dann tanzen sie, tanzen hingeeben und alles vergessend, begleitet allein von dem monotonen Singsang einer Stimme, die von der Verlockung des Weibes berichtet, deren Symbol die Schlange ist. Die Zuschauer stehen wie erstarrt. Erregung läßt sie erschauern. Die sparsamen Gesten der Tänzer gehen ihnen ins Blut, Verlangen macht ihnen das Atmen schwer, auch später noch in den Hütten.

Im tiefsten Waldesdunkel werden die Schlangentänzer sehr geheimnisvoll und kunstgerecht bemalt. Dickflüssige Säfte aus Früchten dienen dabei als Farben.





▲ **Schon am frühen Morgen** droht Gefahr. Man rasiert sich im Badezimmer, macht das Wasser mit dem Tauchsieder heiß, der an einer nichtgeerdeten Steckdose angeschlossen ist. Man greift nach dem Wasserhahn, stellt zwischen dem schadhaften Tauchsieder und der Erde durch den eigenen Körper eine Verbindung her, und es passiert.

◀ **Selbstmörderisch** geht diese Hausfrau vor, weil sie beim Bügeln einen nicht geerdeten Zwischenstecker benutzt. Wenn sie nun noch den Wasserhahn anfaßt, um die Wäsche einzusprengen und dazu auf einem leitenden Küchenfußboden steht, kann es schon beim geringsten Defekt des Bügeleisens zum schlimmsten Unglück kommen.

# Leichtsinn - lebensgefährlich

Vorsicht beim Umgang mit elektrischen Geräten



Sie heißen Schutzkontaktanlagen, kurz Schuko-Anlagen, und wurden von der Industrie entwickelt. Ihre Aufgabe besteht darin, Unfälle zu verhüten, die durch elektrischen Strom im Haushalt entstehen können. Sie sind so konstruiert, daß sie zu den beiden stromführenden Leitungen noch eine dritte enthalten, die in der Regel beim Elektrizitätswerk geerdet ist. Scheuert nun irgendwo eine Isolierung durch, ohne daß es von außen festgestellt werden kann, so wird der gefährliche Strom über diese dritte Schuko-Leitung zur Erde abgeführt. Leider gibt es noch nicht in allen Haushalten komplette Schuko-Anlagen, wozu Schukodose, Schukostecker und auch der Schukomehrfachstecker gehören. Sind nur Schukodosen vorhanden, so werden vielfach die gefährlichen, nicht geerdeten Zwischenstecker benutzt. Sie heben die Schutzmaßnahmen auf, unterbrechen die Erdleitung. Wer nun mit der einen Hand das schadhafte Gerät berührt und mit der anderen eine Erdleitung, kann daher schnell in höchste Lebensgefahr geraten.

◀ **Im Büro** weiß niemand, daß die Schukodose nicht geerdet ist. Als die Sekretärin daher Kaffee eingießt und dabei mit dem Knie die Heizungsrohre berührt — geschieht es.

▶ **Keine Ahnung** hat diese junge Dame davon, daß der Tod ihren Feierabend stören könnte, weil sie in eine übliche Steckdose den Schukostecker der Lampe zwängte.





# WAHRE GESCHICHTEN

## Nervenkrieg

Fleischermeister Theobald lernte die spindeldürre Bertha auf einem Fest des Gesangsvereins „Harmonie“ kennen. Er tanzte ein paarmal mit ihr. Seitdem war Bertha überzeugt, daß Theobald sie heiraten würde. Aber mitnichten. Theo heiratete die Wurstverkäuferin Frieda. Bertha schäumte dieserhalb. Aber was half das. Ein Wiedereroberungsversuch ihrerseits endete mit einem Markknochen in Berthas Kreuz vor Theobalds Ladentür. Für Theobald begann damit allerdings eine Reihe mysteriöser Vorfälle. Die Polizei erschien, weil er angeblich Pferdefleisch verarbeite. Die Prüfung der Beamten verlief ergebnislos. Zwei Tage später erwachte Theobald von einem anschwellenden Stimmengewirr vor seinem Hause. Vom Schaufenster versammelte sich die ganze Jugend des Stadtviertels, denn ein Plakat an der Scheibe verhieß ihnen ein kostenloses Brühwurstessen. Andere Plakate an Mauern, Tafeln, Zäunen besagten dasselbe. Theo bot all seine Stimmkraft auf, um die Gören vom Gegenteil zu überzeugen. Dafür schlugen sie ihm die Fensterscheiben ein und sangen unartige Lieder. Am Abend desselben Tages erschienen vor Theobalds Tür die Möbelräumer. Sie wollten seine Wohnungseinrichtung nach Hamburg verladen. Endloses Palaver und schließlich eine handgreifliche Auseinandersetzung mit dem Transportleiter klärte erst den Irrtum auf. Am nächsten Morgen las dann Theobald zu allem Überfluß auch noch seine eigene Todesanzeige in der Zeitung. Frieda mußte den zahlreichen Beileidsbesuchern immer wieder ihren Theobald in natura zeigen . . . denn der Arme war ja schwarz auf weiß tot. — Starker Kaffee und Theos Schandtaten schlugen der guten Frieda auf den Magen, daß sie ein gewisses Örtchen aufsuchen mußte. Und dort hingen fein säuberlich zerschnitten für einen natürlichen Zweck die Reste der Gratiswurst-Plakate. Frieda alarmierte die Polizei, und Bertha wanderte wegen Verleumdung und groben Unfugs sechs Wochen in ein Berliner Gefängnis.

## Sauft...

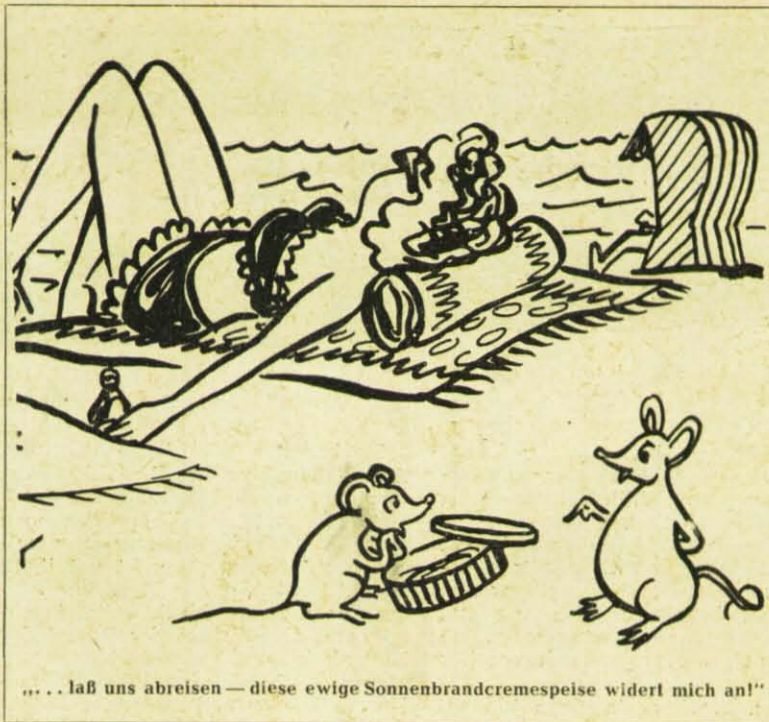
Als Furtwängler, der berühmte Dirigent, auf einer seiner Konzertreisen in Wien die Oper „Tristan und Isolde“ probierte, brachte ihn sein Orchester bald aus der Fassung. Furtwängler bestieg das Dirigentenpult, hob den Taktstock . . . aber die Musiker lachten, lachten aus vollem Halse und konnten sich nicht sogleich beruhigen. Auf den Notenblättern stand nämlich als Spielanweisung zu lesen: „Sauft, langsam und mit Nachdruck.“ Unter den Händen des Notensetzers hatte sich im Wort „sanft“ das n einfach umgedreht.

## Ärgerlich

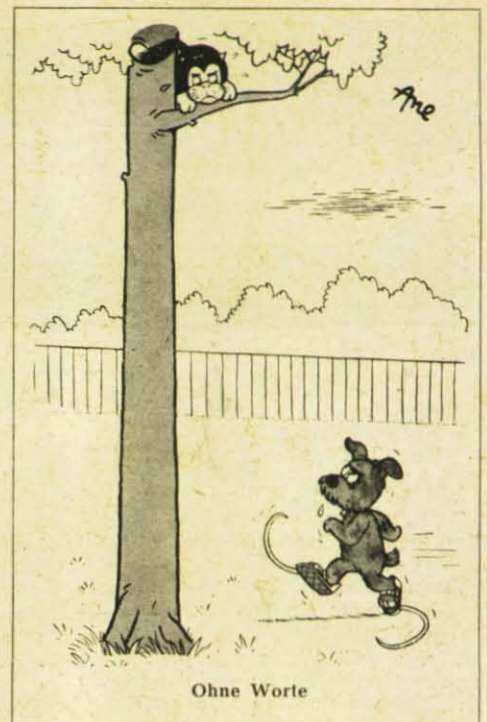
Vor dem Gerichtsgebäude von Wellington am Stadtrand von London parkte der Anwalt Anthony Clive seinen Wagen, weil er drinnen als Staatsanwalt gegen einen Verkehrssünder auftreten mußte. In demselben Gericht wurde er jetzt zu fünf Pfund Strafe verurteilt. Das Parken vor dem Haus ist nämlich verboten.

## Irren ist menschlich

Als der deutsche Dampfer „Anita“ kürzlich in Narvik (Norwegen) anlegte, sprang ein Matrose auf einen wartenden Zollbeamten zu und übergab diesem ein Paket mit den Worten: „Hier ist der Schnaps!“ Der Beamte war verblüfft. Ehe er sich jedoch von seinem Schrecken erholte, war der Matrose zurück aufs Schiff gerannt. Bald darauf tauchte er abermals, und zwar diesmal mit 10000 amerikanischen Zigaretten auf und drückte sie dem Zöllner ebenfalls in die Hände. Erst als der Matrose die Handschellen um seine Knöchel fühlte, bemerkte er, daß er die „Waren“ nicht seinesgleichen übergeben hatte.



... laß uns abreisen — diese ewige Sonnenbrandcremespeise widert mich an!“



Ohne Worte

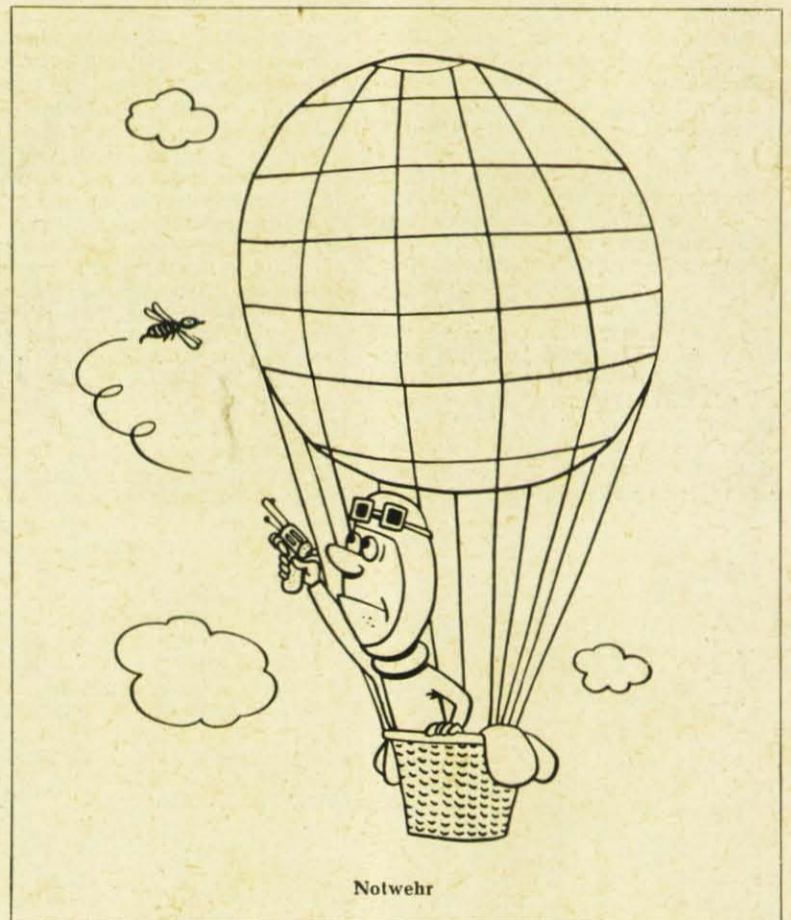


„Na, wieder mal unter Wasser gegähnt!“



„Hallo, Liebling, du kannst heute abend kommen, sie gehen ins Kino!“

# Animalisches



Notwehr

## Komisch, nicht?

### Stehvermögen

Bei einem Tanzwettbewerb in Mailand trat ein temperamentvoller junger Mann im „Eifer des Gefechts“ seiner Partnerin Anna Cozzi ins Gesicht und zertrümmerte ihr das Nasenbein. Anna tanzte mutig weiter. Das Paar gewann noch den dritten Preis.

### Leckerbissen

Außergewöhnliche Vorspeisen gab es wieder einmal beim traditionellen Jahresessen des Forscherklubs in New York. Man speiste Lavawurm glasiert, junge Schlangen blanchiert, Walhaut mariniert, gebratene Ameisen und Larven, und Kirschblüten in Gelee. Einige der Festteilnehmer meinten großspurig, sie hätten in ihrem Leben schon seltsamere Dinge gegessen.

### Kundendienst

Der Besitzer eines Pariser Cafés im Quartier Latin bietet seinen Gästen per Schild an: „Sollten Sie die Angewohnheit haben, Ihre Zigarettenasche in die Untertasse zu streifen und Ihre Stummel in die Tasse zu werfen, dann sagen Sie es bitte dem Kellner. Der wird Ihnen den Kaffee gern im Aschenbecher servieren.“

### Komm zurück...

Der „Mexico Independent“ veröffentlichte in der Spalte „Kleinanzeigen“ das Inserat: „George komm zurück! Die Kinder sehnen sich nach Dir, der Rasen muß geschnitten werden und für die Gärtnerarbeiten ist es auch bald zu spät. Deine Dich liebende Mabel.“

### Schwere Geburt

Der Arzt kam aus dem Schlafzimmer und fragte den wartenden zukünftigen Vater: „Haben Sie einen starken Draht?“ Er bekam ihn und verschwand. Nach einigen Minuten kam er wieder und wollte einen stabilen Schraubenzieher. Der Ehemann brachte ihn zitternd herbei. Dann kam der Doktor ein drittes Mal. Der Schweiß stand ihm auf der Stirn.

„Ich brauche Meißel und Hammer! Schnell!“

„Herr Doktor!“ erschauerte der Ehemann. „Ist es ein Junge oder ein Mädchen?“

„Was weiß ich?!“ wehrte der Arzt ab. „Vorläufig bekomme ich meinen Instrumentenkoffer nicht auf!“

Philip Wylie:

# SIE KAMEN IN DER DÄMMERUNG

Alle Rechte der deutschen Übersetzung bei Verlag Schimmelbusch & Co., Bonn

## 12. Fortsetzung

Willis schaute auf die Garage: „Die kriegen wir nicht auf.“ Jeff starrte auf die brennende Stadt: „Du meinst doch nicht —“

„Doch. Klar. Nichts wie weg!“

„Man müßte sie ins Krankenhaus bringen.“

„Ja, eben.“ Willis sah jetzt Nora an, sah den Gärtner an, und dann sagte er: „Und wo sind die Mädchen?“

„Abgehauen. Wie die Wilden“, sagte Nora.

Der Chauffeur zuckte die Achseln. „Na schön, dann packen wir sie eben auf 'ne Schubkarre, Jeff, und schaffen sie zur Straße. Vielleicht nimmt uns dort jemand mit, vielleicht können wir ein Auto ‚organisieren‘ —“

Eigentlich war Minerva ein bißchen zu gewaltig für eine Schubkarre. Ihr Kopf hing herunter, die Beine hingen heraus. Sie blutete, doch nicht sehr stark. Die Männer mußten alle Kraft zusammennehmen, um mit ihr vorwärts zu kommen, denn auch der Boden war aufgeweicht. Der Schnee war zu Noras großer Überraschung wie weggeblasen. In der gepflasterten Auffahrt ging es dann ein wenig leichter. Auch der Gärtner packte kräftig zu, er schob von allen dreien am längsten die Karre.

Nun würde es bald dunkel sein. Der Himmel war in ein rötliches Licht getaucht, es sah aus wie Sonnenuntergang, aber es war nicht die Sonne, die unterging. Das rötliche Leuchten kam von Süden. Es war der Vorbote des Feuersturmes, das wußte Nora. An der Straße hielten sie an.

Hier war es, wo Nora zum erstenmal in ihrem Leben Tote sah — und es waren gleich so viele, daß sie nicht wußte, wohin sie zuerst schauen sollte. Die meisten sahen ein bißchen schwärzlich aus, aber einige waren rot. Ein paar von ihnen schienen noch nicht einmal ganz tot zu sein. In den Autos saßen ein paar Leute und schnappten nach Luft oder rührten matt die Arme.

So standen sie eine ganze Weile an der Straße und starrten über den Platz, und keiner sagte ein Wort. Plötzlich wandte der Gärtner sich um und blickte mit einem ganz merkwürdigen Ausdruck im Gesicht auf die gigantische Pilzwolke und die Flammen darunter, machte kehrt und rannte wie gejagt davon. Er rannte im Zickzack durch den Park nach Westen, genau auf die Stelle zu, von der das Schreien und Rufen herüber tönte. Man sah dort nichts als Trümmer.

Jeff, ein kräftiger stiernackiger Mann, schaute Willis an.

Der sagte: „Völlig den Kopf verloren.“

„Schock“, antwortete Jeff.

Willis sah über den Platz, als hätte auch er am liebsten Reißaus genommen, aber dann fiel sein Blick auf die Wagenreihe — sofern man das Durcheinander noch „Reihe“ nennen konnte.

Es war nun sehr kalt, und die Dunkelheit brach schnell herein. Nora hatte keinen Hut mehr, aber gottlob hatte sie den warmen Mantel an. Sie grub in ihrem Gedächtnis nach weiteren Einzelheiten, die sie daheim seit früher Kindheit über die Wirkung der A-Bombe gehört hatte. Die Bombe mußte ganz in der Nähe heruntergekommen sein, aber natürlich hatte Nora keine Ahnung, wie nah und wie stark sie gewesen sein mochte.

Es fiel ihr aber ein, daß man bei einem Test einmal Autos direkt am Abwurfziel hatte stehenlassen. Sie waren genauso verbogen worden wie viele

von denen, die hier auf der Straße lagen, aber der Motor war trotzdem intakt geblieben. Willis lief von einem Wagen zum anderen, soweit sie überhaupt noch fahrbar aussahen und nicht über und über von Glassplittern bedeckt oder in Rauch gehüllt waren. Manchmal beugte er sich vor und schaute ins Innere, um zu sehen, ob kein Verletzter oder gar Verstümmelter darin lag.

Endlich kroch er in einen Wagen. Er startete und kam langsam die Straße heruntergefahren und machte um alles, was am Boden lag, einen großen Bogen. Er und Jeff brachten auch wirklich Frau Sloan auf dem Rücksitz unter, sie stöhnte einmal, öffnete aber nicht die Augen. Willis fragte in ganz fremdem Ton: „Wohin jetzt?“ Nora dachte, daß er wahrscheinlich auch einen Schock abbekommen hatte, vielleicht vierzig Prozent, und Jeff hatte bestimmt fünfzig, sie selbst aber höchstens zehn oder zwanzig Prozent.

Langsam kroch der Wagen die Straße hinunter, einmal nach rechts, einmal nach links ausweichend, aber die Scheinwerfer funktionierten nicht, und man wußte nie genau, was man gerade überfuhr. Sie bogen um die Ostecke des Platzes, manchmal mußten sie über den Gehsteig weiter, und immer wieder ging es an Häusern vorbei, aus denen die Flammen schlugen. Der Flammenschein erleuchtete Willis' Gesicht; der Schweiß lief ihm die Wangen herunter, aber nicht nur der Schweiß, Willis weinte. Der Butler neben ihm sah starr geradeaus ins Nichts.

Sie saß zwischen den beiden, aber von ihr nahm niemand Notiz.

An der St.-Paul-Straße versperrten Trümmer ihren Weg, so fuhren sie immer weiter nach Norden.

Endlich unterbrach Jeff das Schweigen: „Das Städtische Krankenhaus liegt aber genau entgegengesetzt, Willis.“ Er sagte es vorsichtig, als wolle er den Chauffeur nicht kränken.

Aber Willis hatte sich durchaus nicht in der Richtung geirrt. „Du, Jeff, da hinten gibt es kein Städtisches Krankenhaus mehr“, war seine Antwort.

Jeff sagte betroffen: „Ja, natürlich. Wo willst du denn hin?“

„Wir schaffen vielleicht noch ein Stück geradeaus. Dann will ich nach Osten und in großem Bogen auf die Paul-Straße zurück. Zum Mildred-Tatum-Krankenhaus.“

Der Butler rümpfte die Nase: „Frau Sloan wird aber höchst ungehalten sein —“

„Ach was, wer weiß, ob sie überhaupt noch mal sein wird.“

Die Gegend hier war weniger zerstört, es brannte auch nur an vereinzelten Stellen. Dafür trafen Sie unzählige Menschen, die offenbar nicht verletzt waren. Sie rannten in die Häuser und kamen hochbeladen wieder heraus, und ein paar Familien hatten schon Betten und Bettzeug, Koffer und Taschen und einen Haufen Kleidungsstücke auf dem Gehsteig aufgetürmt. Viele zogen Handwagen, andere schoben Kinderwagen, alle eilten und hasteten; hier und da sah man Frauen mit Babies im Arm. Von den Fenstern war auch hier keines heil, die Gehsteige waren besät mit Glasscherben, und kaum ein Wagen parkte auf der Straße.

Willis bemerkte es und sagte: „Wer konnte, hat sich scheint's einen Wagen ergriffen und ist abgehauen.“

Sie kreuzten jetzt die Marktstraße. Als Verlängerung der Central-Avenue führte sie zur Brücke, die, wie Nora richtig vermutete, in die Luft gegangen war. Tausende von Menschen schwärmten nach Norden, bepackt mit ihren Habseligkeiten, an der Hand ihre Kinder. Einen Straßenblock weiter leuchtete wie eine Fackel der Rumpf der Kathedrale, und im Feuerschein sah man deutlich Wasserstrahlen aus vielen Schläuchen und zahlreiche Löschwagen ringsumher.

„Da sieht man's wieder“, sagte Willis, „die Katholiken sind alle in der Feuerwehr. Ihre Kirche löschen sie natürlich, die Stadt kann ja ruhig abbrennen.“

Jeff bemerkte — etwas hochnäsig, dachte Nora: „Ist doch jetzt ganz Wurst. Die Hälfte der Löschzüge ist doch sowieso hin. Der Rest kann auch nicht viel machen. Hier würde nicht mal die Sintflut löschen!“ Er lachte meckernd.

Um eine Meile näher an ihr Ziel zu kommen, mußten sie mindestens drei Meilen Umweg fahren. Oft waren sie gezwungen, im Rückwärtsgang aus einer Straße wieder hinaus zu fahren, weil ein Weiterkommen unmöglich war. Manchmal versuchten Leute, sie aufzuhalten, immer wieder bettelten Flüchtlinge, mitgenommen zu werden. Einmal schrien und drohten ein paar Ausländer hinter ihnen her, ihre Worte waren nicht zu verstehen, aber sie warfen mit Steinen nach dem Wagen.

Es war nun völlig dunkel, und sie hatten die brennenden Häuser, die ih-

ren Weg erhellt hatten, hinter sich. Zum Glück fand Willis einen größeren Wagen. Die Tür war allerdings verschlossen, aber es lagen genug Ziegelsteine umher, und Willis hob die Motorhaube und fingerte eine Weile darunter herum, dann war alles klar. Sie schlepten Frau Sloan hinüber, obwohl dies schier über ihre Kräfte ging. Nora nahm sorgsam die Handtasche mit. Nun ging es mit Scheinwerferlicht viel besser voran. Ein paar Halbwüchsige hatten sich des soeben verlassenen Wagens bemächtigt — die schossen jetzt in einem wahren Höllentempo an ihnen vorbei und knallten kurz darauf mit voller Wucht auf einen Hydranten.

Als sie endlich das Krankenhaus vor sich liegen sahen, hatte der Feuersturm sich zu höchster Raserei entfaltet. Genau in der Mitte der Schwesterstädte erhob sich ein einziges, gewaltiges Flammenmeer, die sengende Glut mußte in fünf Meilen Höhe noch zu spüren sein. Der Feuervorhang war gewiß zwei Meilen breit. Nora hatte so etwas erwartet, und so nahm sie das Schauspiel einigermaßen gelassen auf. Es beeindruckte sie gewaltig, aber es überraschte sie nicht. Darum entging es ihr auch nicht, wie verstört Jeff und Willis waren. Besonders Willis konnte die Augen kaum von Glut und Feuer abwenden und fuhr sich mehrmals fest. Bis es auf einmal ganz aus war mit dem Fahren.

Er mußte anhalten, denn die ganze Straße war gedrängt voll von Menschen, die vor dem Krankenhaus anstanden, nein, die es belagerten. Ein



Nora kniete neben ihm und schüttelte ihn und rief flehend wieder: „Herr Willis! Herr Willis!“ Aber er antwortete nicht mehr. Da wußte sie, daß er tot war, daß sein Herz versagt hatte.

massiver Menschenblock versuchte mit aller Gewalt zum Krankenhaus vorzudringen. Und alle waren verwundet; die einen bluteten, die anderen waren halb verbrannt und vielen war beides zugestoßen.

„Ich muß aber irgendwie durch“, sagte Willis.

„Ausgeschlossen.“

„Wir können sie doch hier nicht warten lassen, bis sie drankommt. Sie stirbt uns bis dahin unter den Händen weg.“

Jeff stieg aus. Sein Haar wehte, seine Jacke flatterte, es mußte wohl sehr windig sein. Das war der Luftstrom, der dem Feuersturm entgegenraste, und Nora hatte gehört, daß er zum Orkan anschwellen und Menschen und Löschwagen mit ins Feuer hineinsaugen konnte. Der Butler blickte lange auf die Verletzten, die ihn umringten. Er blickte starr auf die gigantische Feuersäule und dann drehte er sich plötzlich um und stürzte Hals über Kopf davon, genau wie vorher die Mädchen.

„Ich glaube, den hat's erwischt“, sagte Willis.

Nora stieg aus, ohne daß Willis sie daran gehindert hätte. Auch sie spürte die Kälte des sausen Luftzuges an der Wange — aber auch die Glut des himmelragenden Flammengebirges.

Und dann geschah etwas Schreckliches. Willis kam auch aus dem Wagen geklettert, in dem nun nur noch Frau Sloan lag. Plötzlich griff er sich mit der Hand an die Schulter. Sein Gesicht verkrampfte sich, er versuchte etwas zu sagen, etwas zu zeigen, etwas auszudrücken — dann stürzte er aufs Pflaster. Nora kniete neben ihm und schüttelte ihn und rief flehend wieder: „Herr Willis! Herr Willis!“ Aber er antwortete nicht mehr. Da wußte sie, daß er tot war, daß sein Herz versagt hatte.

Bei so einem alten Mann durfte das niemand wundern. Soviel begriff auch Nora. Aber nun drängten sich mehr und mehr Menschen herbei, eine unübersehbare, schreiende, klebrige und überbeliehende Menge. Bald würde sie von allen Seiten von ihnen umringt und eingeschlossen sein. Sie mußte machen, daß sie fort kam, wenn sie nicht die ganze Nacht hier zubringen wollte. Wenn man ein Stückchen weiter die Straße hinauflief und dann einen Bogen schlug — vielleicht konnte man auf der Rückseite ins Krankenhaus hinein? Es war in der Tat die einzige Möglichkeit, aus der Menge zu entkommen, und die einzige Hoffnung, einen Arzt für Minerva zu finden.

## II

Mit plötzlich erwachter Klarsichtigkeit, wie sie Menschen an der Grenze des Wahnsinns manchmal überkommt, erkannte Kit, daß er die ganze Zeit planlos umhergeirrt und kaum wirklich vorwärts gekommen war. Zweimal hatte er sich den Knöchel umgeknicke, das Laufen wurde ihm schwer und der Fuß begann zu schwellen. Manchmal kam er ein, zwei Häuserblocks weit ganz gut voran, um dann am Ende wieder umkehren zu müssen, weil die Straße in einem Trümmerhaufen endete oder weil sie so gestopft voll war von mühsam dahinwankenden menschlichen Elendsgestalten, daß kein Durchkommen möglich war.

Meist waren es Ausländer.

Daß Kit trotz aller dieser Handikaps den Elk Drive erreichte, verdankte er dem halb wahnsinnigen Selbsterhaltungstrieb, der ihn beherrschte. Die Mutter war bestimmt tot, irgendwo lag sie in der Stadt oder unter den Trümmern ihres eigenen Hauses. Also brauchte er nur an sich selbst zu denken, brauchte sich um niemanden zu kümmern. Das Feuer hinter ihm, die Toten und Sterbenden ringsumher, all das stachelte ihn zu immer größerer Eile an, peitschte ihn immer weiter vorwärts.

Kit entsann sich plötzlich, warum er von Anfang an zum Elk Drive gewollt hatte. Dort konnte er irgendwo mitgenommen werden, ein Auto organisieren oder notfalls sogar zu Fuß weiterkommen über die Wiesen und Felder, die die Straße säumten. Der Elk

Drive war eine breite, doppelbahnige Betonstraße mit Grünstreifen in der Mitte. Er führte zum Zivilflugplatz. Dort wollte Kit sein Flugzeug startklar machen und auf gut Glück aufsteigen — ohne erst lange beim Kontrollturm anzufragen, und sicher fände er eine Stadt — Omaha, Oklahoma City oder eventuell so ein Nest wie Kaknee, Dennis oder Elvers — wo keine Bombe gefallen war, wo kein Feuerbrand bis in die Stratosphäre hinaufschlug.

Der Verkehr jagte über beide Fahrbahnen in der gleichen Richtung: fort aus der Stadt! Denen, die zu Fuß fliehen mußten, blieben die Grünstreifen und die Rasenflächen. Zu Tausenden rannten, liefen, marschierten Flüchtlinge die Straße entlang. Aber hier ging es wenigstens vorwärts, Männer, Frauen, Kinder hasteten, so schnell sie konnten. Es war Raum genug für alle.

Vor einem großen Garten machte Kit Halt. Er gehörte den Whittakers, und eine fast kindliche Freude erfüllte Kit, als er das vertraute Haus erkannte. Er warf sich auf den kalten Boden, um zu verschlafen und neue Kraft zu schöpfen.

## III

Beau hatte sich verlaufen.

Er hatte keine Ahnung, wie er überhaupt so weit in die Stadt hineingeraten war.

Das letzte, an das er sich erinnerte, waren die Eisenbahngleise hinter der Kühlbornstraße, denn dort hätte es ihn fast erwischt. Da war plötzlich ein Zug mit Voldampf hinter der Kurve hervorgebraust. Die Menschen klebten an Trittbrettern und Wagendächern wie Fliegen auf dem Leimpapier. Vor den Scheinwerfern spritzten die Menschen auseinander, die auf den Geleisen marschierten. Einige waren langsamer als der Zug. Mit einem gellenden Pfiff donnerte der Zug aus der Stadt. Beau aber fand sich plötzlich unten am Bahndamm wieder, völlig verwirrt und ungewiß, woher er gekommen war. Von da ab war er offenbar falsch gelaufen. Lange war ihm nicht klar, wo eigentlich dieses riesige Feuer brannte. Er hatte sich nicht den Kopf darüber zerbrochen, wo die Bombe gefallen sein mochte. Vom Keller aus sah man das große Licht von allen Seiten zugleich, es schien allgegenwärtig zu sein.

Beau nahm an, daß er jetzt in der Nähe des Simmons-Parks sein mußte, dicht beim Wickley-Heights Boulevard. Er blieb stehen, um sich zu orientieren. „Das ist 'ne Nacht!“ sagte er laut vor sich hin. Netta ist tot, dachte er.

An der Straße stand ein hohes, sehr elegantes Etagen-Mietshaus. Nicht eine Menschenseele war zu sehen. Es blies ein kräftiger Wind, aber auf der Straße war es dennoch warm. Keine Fensterscheibe mehr im ganzen Haus, auch die Schaufenster der Ladengeschäfte im Erdgeschoß waren eingedrückt. Vielleicht fand er eine Spirituosenhandlung? Seine Whisky-Flasche hatte er verloren, als er vor der gottverdammten, amoklaufenden Lokomotive Reißaus nehmen mußte.

Na, die würden ja sowieso nicht weit kommen. Bei diesem verrückten Tempo. Wahrscheinlich waren die Geleise irgendwo aufgerissen und mit Trümmern versperrt.

Er lief nun mit prüfendem Blick an den vom Feuerschein erhellten Ladenfronten entlang. Das heißt, eigentlich watete er buchstäblich in knöcheltiefen, glitschigen Scherben. Die Bäume hatte eine Riesensichel gemäht, sie lagen hübsch sauber aufgereiht alle in der gleichen Richtung am Straßenrand.

Plötzlich hielt Beau an.

Eine Spirituosenhandlung war das nicht. Es war ein Juweliengeschäft.

Weit offen gähnte das große Schaufenster wie der spitzzahnige Rachen eines Riesenhais. Ein Mann konnte bequem hindurchtreten. Und innen glitzerte es im Feuerschein, doch heller als Glas, in allen Regenbogenfarben.

„Na so was“, sagte Beau benommen.

Schon war er im Laden und hatte ein Armband in der Hand, dann eine Halskette. „Na so was“ murmelte er noch einmal und begann, sich die Taschen

# die kleine



## Fülliges Repertoire

Nach dem opulenten Essen, das Neureichs gaben, sang die Hausfrau, und als sie nach jedem Lied Beifall erhielt, sang Frau Neureich immer noch ein Liedchen. Als ihr endlich die Puste ausging und Frau Neureich an ihren Platz zurückging, gratulierte ihr der eingeladene Lehrer ihres Sohnes: „Frau Neureich, Sie haben wirklich ein umfangreiches Repertoire!“ — „Und dabei war ich“, erwiderte Frau Neureich und blickte verschämt auf ihren umfangreichen Busen, „früher gertenschlank!“



## Weitraumuhr

Eine Uhr soll mit einem der nächsten amerikanischen Erdsatelliten in den Raum hinausgeschossen werden. Man will damit eine der Relativitätstheorien Einsteins nachprüfen. Der große Physiker hatte behauptet, jede Uhr müsse schneller gehen, wenn sie der Schwerkraft weniger ausgesetzt sei.

## Einer Meinung

„Glaube mir, Else, ich weiß sehr wohl, daß ich gar nicht gut genug für dich bin!“ stammelte der Assessor. „Wie lieb von dir“, erwidert sie honigsüß ihrem Freier, „wenn wir in allen Dingen immer so einer Meinung sind, dann müssen wir ja glücklich werden!“



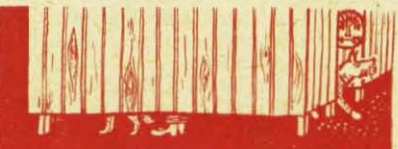
## Hut mit Spiegel

Ein Exportschlag der britischen Herrenhutindustrie ist ein Hut mit eingearbeitetem Spiegel unterhalb des Kopfes und einem kleinen Fach für den Kamm. Insbesondere in den USA erfreut sich diese Schöpfung starker Nachfrage. In England selbst wird dieser Hut allerdings kaum verkauft. Die Engländer bevorzugen nach wie vor seriöse Formen.



## Zuviele Köche ...

Für ungültig erklärt wurde vom Obergericht von Mississippi ein Schuldspruch wegen Mordes. Es hatte sich herausgestellt, daß keiner der neun Verteidiger vor der Verhandlung mit dem Angeklagten gesprochen hatte. „Zuviele Köche verderben den Brei“, erklärte der Richter und setzte eine neue Verhandlung an.



## Baum-Ersatz

Einen außergewöhnlichen Auftrag hat das New Yorker Amt für sanitäre Anlagen seinen Technikern erteilt. Sie sollen Bedürfnisanstalten für Hunde entwerfen. Die Stadtverwaltung — „hygienebewußt“ wie alle Amerikaner — fürchtet um die Gesundheit der Bevölkerung, wenn die Leute ihre Hunde weiterhin einfach nur ans Bäumchen führen. Ob die Bedürfnisanstalten auch Wasserspülung bekommen?

## Opiet der Flaute

Nicht einmal Amerikas Gefängnisinsassen bleiben von der Wirtschaftslaute verschont. Allein im Staate New York müssen 1200 Sträflinge länger sitzen als notwendig wäre. Sie sind mit der Begnadigung an der Reihe, können jedoch nur begnadigt werden, wenn sie eine Stellung nachweisen. Arbeitsplätze gibt es aber augenblicklich nicht. In „Sing-Sing“ warten 40 Freiheitsanwärter darauf, daß sie endlich einen Job bekommen.

## Gefährliches Dasein

Für 400 000 Dollar kaufte sich Marcos Perez Jimenez, der exilierte Ex-Diktator von Venezuela, ein komfortables Landhaus in Miami. Kaum hatte er Haus und Grundstück bezahlt, als Unbekannte fünf Dynamitpatronen in eine benachbarte Villa warfen. Die Polizei vermutet, daß den Attentätern ein Irrtum unterlaufen ist. Wahrscheinlich waren es Venezolaner, denen es mißfällt, daß ihr ehemaliger Diktator im Ausland ein behagliches Leben führt.

## Wunschkonzert

Beim Wort genommen hat Richard Aaron, ein 21-jähriger Funkamateurliebhaber aus Milwaukee, die Propagandisten von Radio Moskau. Der Moskauer Rundfunk hatte in einer seiner Amerika-Sendungen alle Hörer aufgefordert, Musikwünsche zu nennen. Richard wünschte sich kühn die amerikanische Nationalhymne. Am 19. April wurde sie gespielt.

## Unterwasser-Theorie

Passagier-Unterseeboote werden in zehn bis zwanzig Jahren durch die Meere ziehen. Das prophezeite in Los Angeles der jetzt in den Ruhestand getretene Vizeadmiral Charles B. Hensen. Er erklärte, der Wellengang setze sowohl dem Komfort als auch der Geschwindigkeit von Überwasserschiffen eine natürliche Grenze. Mit Passagier-U-Booten könne man jedoch tausend oder mehr Personen in zwei Tagen über den Atlantik befördern. Fracht-U-Boote, die es nach der Meinung des Vizeadmirals schon in fünf Jahren geben wird, werden den Gütertransport beschleunigen.

## Gas-Fernmeldung

Einen neuartigen Gas-Detektor hat das amerikanische Heer entwickelt. Er arbeitet mit einer Fotozelle. Wenn Gas einen der Infrarotstrahlen berührt, wird eine Alarmanlage ausgelöst. So kann Giftgasbeschuß schon aus einer Entfernung von etwa 400 m ausgemacht werden.

## Adler gegen Segelflugzeug

Für einen revierfremden Gegner hielt ein riesiger Adler mit einer Flügelspannweite von drei Metern ein Segelflugzeug, das hoch über Locarno schwebte. Er griff es wütend an. Der Pilot konnte sich vor dem Schlimmsten nur bewahren, indem er kühn nach unten wegtauchte. In der Nähe kreuzte ein Militärflugzeug, dessen Pilot dem Zwischenfall jedoch hilflos zusehen mußte. Ein Feuerstoß aus dem Maschinengewehr hätte vielleicht auch das Segelflugzeug „erledigt“.

## Gutes Omen

Sechsmal hintereinander setzte John B. Kelly, der Vater der Fürstin Gracia, bei einem Rennen in Florida auf Pferde, die „ferner liefen“. Er konnte aber nicht der Versuchung widerstehen, auch noch auf eine Stute zu tippen, die den beziehungsreichen Namen „Glückliche Prinzessin“ trug. Sie erreichte das Ziel als zweites Pferd.

## Hoönungslose Ehe

Trauen ließ sich Richard Harry Hunt im Gefängnis von New Brunswick im US-Staate New Jersey mit seiner Braut Joanne Campbell. Die Hochzeit fand statt, nachdem Richard 24 Stunden zuvor wegen Mordes an seiner ersten Frau zu einer lebenslänglichen Freiheitsstrafe verurteilt worden war. Der Mörder kann erst im Jahre 1971 mit einer Begnadigung rechnen.

vollzustopfen, während er leise vor sich hinsumte. Er sumte die Melodie eines alten Schlagers: „Happy days are here again.“

#### IV

Überall waren die Leute vom Luftschutz am Werk. Sie hatten vom Parkweg zur Flußstraße, in der eine ganze Reihe von Holzhäusern in Flammen stand, eine breite Schneise gesprengt. Zwei Geländeräumer arbeiteten fieberhaft in der sengenden Glut, bergeweise häuften sich abgerissene Reklameschilder, Häusertrümmer und allerlei Gerümpel, das im Wege gestanden hatte. Es galt dem Feuer die Nahrung zu entziehen und auf jeden Fall zu verhindern, daß es noch weiter nach Green Prairie vordrang.

Aus der Polizeiwache strahlte helles Licht, sogar die grünen Lampen vor dem Hause brannten — die Notbeleuchtung funktionierte. Die Gegend um die Bigelow-Avenue und die Kühlbornstraße wirkte beruhigend dunkel. Aber auch dort regnete es Funken wie überall im ganzen Stadtgebiet.

Die Feuerwehrwagen schwärmten aus. Ihre Sirenen verstummten. Schon flogen die Verschlüsse von den Hydranten, Schläuche wurden festgeschraubt, und in hohem Bogen strömten Wasserstrahlen über die Straße in die lodernenden Häuser. Ein Funkenregen kam als Antwort zurück, aber gegen den Hintergrund der großen Feuerwand blieb er unsichtbar. Dort aber verschwand jetzt der Gipfel des gewaltigen Feuerberges in einer riesigen Rauchwolke.

Kommissar Lacey trat in korrekter Uniform aus der Polizeiwache und wies auf einen gewaltigen Schuttbrocken, der mitten auf der Straße lag; es war ein unbestimmbares Gewirr von Metallteilen und so groß wie ein kleines Haus. „Das kam“, schrie er dem Zugführer ins Ohr, „gleich nach der Druckwelle herunter. Meinen Sie, daß Ihre Leute so dicht herangehen sollten?“

Der andere starrte auf den dicken Brocken. „Weiß der Himmel! Sie müssen ja dicht ran, wenn sie mit dem Brand fertig werden wollen.“

„Ich habe schon die Schule alarmiert“, schrie Lacey wieder. „Sie sollen uns einen vom Strahlenschutz herschicken. Viel haben sie ja weiß Gott nicht, sie werden an allen Ecken und Enden gebraucht.“

Der Zugführer nickte. Eben stürzte polternd ein Hausdach quer über die Straße herunter, und er eilte, um seinen Leuten neue Anweisungen zu geben.

Normalerweise hätte man bei einem solchen Brand drei Löschzüge alarmiert. Aber heute, vor der riesigen Fackel da hinten, kam ihm dieses Feuer selbst nur wie ein Streichholzflämmchen vor. Damit hatten sie allein fertig zu werden.

Soeben hielt ein Ford vor der Wache; die Geschwindigkeit, mit der er auftauchte, war bei dem Zustand der Straße erstaunlich.

Auf den Kotflügeln trug er Luftschutzstander. Lacey eilte herzu und riß den Schlag auf. „Dicker Metallbrocken auf der Straße“, sagte er. „Hab' meine Leute nicht rangelassen, aber die Feuerwehr muß beim Löschen dicht dabeistehen.“

„Ich sehe gleich mal nach.“

Lacey trat erstaunt zurück und riß die Augen auf: eine Frau!

Sie kroch aus dem Wagen, in ihre seltsame Plastiktracht eingehüllt wie eine Araberin. Sie trug ein Gerät in der Hand.

Den Löschzug, die schwer arbeitenden Männer würdigte sie keines Blickes, sondern marschierte in ihren hohen Stiefeln schnurstracks durch die Pfützen auf das Gewirr von Eisenteilen zu. Sie richtete einen blitzenden Metallstab auf den Klumpen und begann ihn langsam zu umkreisen. Lacey, der sich auf keinen Fall von einer Frau beschämen lassen wollte, wanderte mit. Im Flackerchein der Flammen sah er, wie die Zeiger auf den Zählscheiben kräftig ausschlugen. Sie schien das nicht zu stören, ruhig lief sie weiter, und er folgte.

„Heiß“, sagte sie, „ganz hübsch heiß.“

„Sollen wir löschen?“ fragte er.  
„Nein — ich meine radioaktiv. Kommt sicher aus irgendeinem Bau. Eisenträ-

ger, Leitungsrohre. Vom Luftdruck zusammengeknäuel.“

„Meinen Sie nicht, daß es lebensgefährlich ist für die Männer?“ Lenore lachte leise und schüttelte den Kopf. „Die nächsten paar Stunden könnten sie sich ruhig draufsetzen. Aber für immer möcht' ich das Ding auch nicht in meinem Wohnzimmer haben.“

„Zigarette?“ fragte Lacey.  
Lenore zog mit einem Ruck an einem Reißverschluß und öffnete den durchsichtigen Gesichtsschutz. „Furchtbar gern! Weiß der Himmel, wann ich meine letzte geraucht habe. Und ich habe noch eine Heidenarbeit vor mir. Eine Liste von Inspektionen, so lang wie mein Arm.“

Sie schob die Haube aus dem Gesicht, zog tief den Zigarettenrauch ein und sagte: „Danke schön. Sie sehen aus wie aus dem Ei gepellt, Herr Kommissar.“

Lacey grinste. „Das ist auch heute abend schon meine dritte Uniform. Die erste ist verbrannt. Die zweite — hat Blutflecken.“

„Verzeihen Sie.“  
Er sagte: „Ach du lieber Gott, keine Ursache. Dolle Nacht, was?“

Lenore blickte lange auf die lodernenden Flammen: „Kann man wohl sagen.“

„Sind Sie nicht Fräulein Bailey?“

„Ja. Warum?“

Lacey sagte: „Dachte, Sie würden's gern wissen. Meine Leute haben von hier bis zur Eschenallee die Häuser durchsucht. Ihre Mutter hat ziemlich üble Schnittverletzungen — oder wußten Sie das schon?“

Lenore schüttelte den Kopf. „Und Dad?“

„Wir haben sonst niemand im Haus gefunden. Ihre Mutter ist im Not-hospital, in der Kirche oben am Kristallsee. Sie wird wohl durchkommen. Vielleicht liegt sie unter freiem Himmel, hat nicht viel Zweck, daß Sie hingehen. Die Kirche ist überfüllt mit den allerschlimmsten Fällen.“

„Ich hab' ja auch gar keine Zeit“, antwortete Lenore. „Arme Mom!“

Ein Mann kam die Straße heruntergerannt. „He“, schrie er, „he, he!“

„Noch ein Verrückter!“ murmelte Lacey. Er streckte den Arm aus und hielt den Mann auf.

Aber der war nicht verrückt, nur schwer verbrannt und konnte nicht richtig sehen. „Ich komme gerade vom Friedhof“, brachte er keuchend hervor. „Bin über die Bigelow-Avenue und durch die Breite Straße gelaufen. Der ganze Friedhof ist voller Leute, die nicht mehr herauskommen. Durch die Breite Straße kommt keiner mehr. Das sehen Sie schon an mir.“

„Da müssen wir sofort einen Durchgang sprengen“, sagte Lacey und wollte zum Zugführer hinüberlaufen.

„Die werden geschmort in dem Friedhof“, sagte der Mann wieder. „Bei lebendigem Leibe. Tausende. Ach mein Gott, tut mir das Gesicht weh!“

Lacey starrte ihn an: „Gehen Sie in die Wache. Sagen Sie, ich hätte Sie geschickt. Mein Name ist Lacey.“ Er gab den Mann frei.

Nun würde er schon wieder eine frische Uniform brauchen, dachte Lenore. Und gleichzeitig dachte sie an den Friedhof, den weiten, offenen Platz hinter der tobenden Feuerwand, die bis zur Nordfront der Breiten Straße reichte. Was war doch mit diesem Friedhof? Sie kam nicht darauf — oder, ja natürlich doch: „Sagen Sie, kommt nicht der neue Abflußkanal ganz dicht an den Friedhof heran?“

„Himmel!“ war alles, was Lacey sagte. Er ließ sie stehen und rannte hinüber zum Zugführer.

Lenore sah sie kurz miteinander sprechen, zwei dunkle, gestikulierende Schatten gegen den leuchtenden Hintergrund. Dann tippte der Zugführer einigen seiner Männer auf die Schulter, sie stiegen in den Wagen, wendeten, und nun sah man nur noch Rücklichter wie rote Punkte leuchten, als der Wagen in Richtung Flußstraße abrauste, zum Kanalschacht! Dicht am Friedhof gab es mehrere Kanalschächte und Notausgänge, und schlimmstenfalls konnte man eine neue Öffnung sprengen.

Sorgfältig trat Lenore den glühenden Zigarettenstummel aus und merkte erst nachträglich, wie verrückt das war. Sie

lief zum Wagen, den schweren Geigerzähler an der Hand.

Eine halbe Stunde später begannen die ersten der mehr als dreitausend Männer, Frauen und Kinder in der Flußstraße ans Licht zu kriechen, sie kamen aus dem gleichen neuen Abflußkanal, den Nora vor ein paar Stunden durchwandert war. Es war dies die größte geglückte Massenflucht aus dem Brandgebiet.

Die Flüchtigen, die bis zum Simmons-Park liefen, kamen von dort ungehindert auf der Weidentalstraße weiter, und die anderen, die dem unterirdischen Weg bis zum Reservoir folgten, waren dort in Sicherheit.

Natürlich hatte Lenore keine Zeit gehabt, das abzuwarten. In dem Augenblick, als die Geretteten sich das erste Mal wieder die Lungen voll frischer Luft pumpen durften, stand sie auf dem Dach eines großen Etagen-Miethauses in der James-Straße, unweit des Golfplatzes.

Von diesem Dach aus organisierte der Luftschutz die Rettung der letzten Patienten aus einer brennenden Klinik jenseits der Straße. Es handelte sich um chronisch Erkrankte, die nach den Vorschriften nicht vorher hatten evakuiert werden dürfen. Die Klinik hatte außerdem eine psychiatrische Abteilung. Die Kranken wurden an Seilen in die tieferliegenden Wohnräume befördert, doch standen die Männer auf dem Dach knöcheltief in einer verdächtig aussehenden Staubschicht.

Natürlich wollten sie wissen, ob der Staub gefährlich war. Lenores Gerät zeigte nur zwanzig Milliröntgen, eine sehr schwache Strahlung.

Sie fuhr später mit dem Lastenaufzug hinunter, zusammen mit ein paar Männern mit Bergmannslampen am Helm und der Luftschutzarmbinde. Sie hatten alle Hände voll zu tun, um mit zwei geistesgestörten Frauen fertig zu werden, die sie hinunterbeförderten. Lenore bestieg den Wagen und fuhr zum nächsten Einsatz.

#### V

Gegen acht Uhr brachte sie Henry Essen. Er hatte sich die ganze Zeit nicht von seinem Schreibtisch gerührt.

Der Duft von heißem Essen war ihm schon seit einer ganzen Weile in die Nase gestiegen, ohne daß ihm dabei mehr zu Bewußtsein kam als die befriedigende Feststellung: das klappte wenigstens. Denn sonst ging eine ganze Menge schief. Jedoch die Feldküche, die für seinen Bereich bereitgestellt war, war offensichtlich eingetroffen. Weibliche Freiwillige kochten in groben Kesseln Bohnen und Kaffee, öffneten Stapel von Obstkonserven und schnitten unzählige Scheiben Brot auf der Brotmaschine.

Die Fenster der Oberschule waren mit Sperrholz vernagelt. Ein großer Petroleumofen in der Ecke verbreitete Wärme und ein wenig Qualm. Der breite Riß in der Decke war notdürftig mit Zeltplane abgedeckt. Ein Baufachmann war dagewesen und hatte die beruhigende Versicherung abgegeben, daß das Haus nicht über ihrem Kopf zusammenstürzen würde. In jedem Raum brannten Petroleumlampen, und an die Leute in den Räumen, für die die Ofen nicht ausgereicht hatten, waren Mäntel und Wolldecken ausgegeben worden, die irgend jemand Gott weiß wo aufgetrieben hatte. Ein Schwarm von energischen Hausfrauen mit Luftschutzarmbinden war mit Besen und Handfeger angerückt und hatte entsetzlich viel Staub aufgewirbelt, aber jetzt war aller Mörtel, Putz und Schutt aus den Räumen verschwunden.

An einem Tisch ihm gegenüber saß Eve Sanders, die als Sekretärin Dienst tat, und tippte Berichte, zusammengestellt aus Nachrichten, die über den Sprechfunk hereinkamen oder von den wenigen noch operationsfähigen Amateurfunkposten aufgefangen worden waren, dazu kam alles, was die Melder — hauptsächlich Jungen auf Fahrrädern — berichteten. Jetzt rückte Verstärkung an in Gestalt von Mitgliedern des Motorrad-Klubs, die ihren freiwilligen Polizeieinsatz in Henrys Abschnitt beendet hatten und zum Meldedienst abgestellt waren.

Hinter Frau Sanders standen drei Männer vor Wandtafeln und notierten, löschten und notierten wieder. Auf diese Weise konnte Henry von seinem Schreibtisch aus mit einem Blick übersehen, wo seine Haupt-Arbeitsgruppen gerade standen. Die Löschzüge der Feuerwehr, die zunächst zwei Stunden lang mit wenig Erfolg unabhängig auf ihre altgewohnte Weise vorgegangen waren, arbeiteten jetzt Hand in Hand mit der Luftschutzleitung. Auch war es in seinem Abschnitt einer Gruppe von Telegrafenerbeitern bereits gelungen, mit Hilfe noch brauchbarer Leitungen einen Not-Telefondienst einzurichten.

Im großen und ganzen hatten sie phantastisches Glück gehabt, dachte Henry.

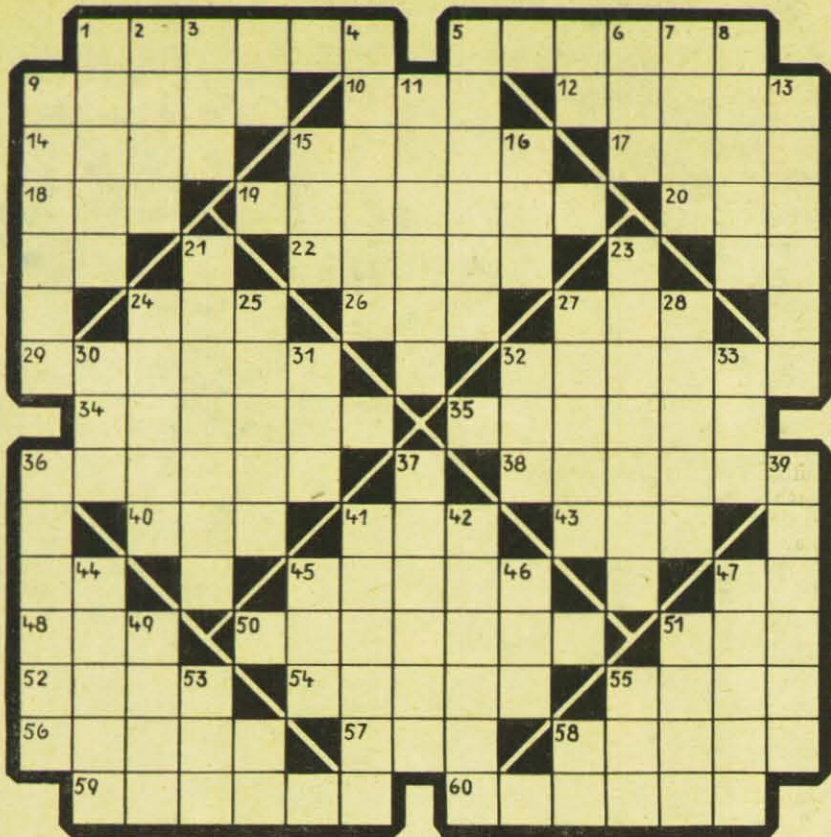
Vom eigentlichen Katastrophengebiet ragte nur ein kleiner Zipfel in seinen Abschnitt hinein. Mit den Bränden würde man fertig werden. Die größte Sorge waren die Verletzten, viele mit Schnittwunden, doch die meisten mit Schock und Verbrennungen. Allein in dem Teil seines Abschnittes, der der Stadtmitte am nächsten lag, hatte es neuntausend Schwerverletzte gegeben. Auch war hier und da eine Panik ausgebrochen, und man hatte eine ganze Reihe von Straßen barrikadieren müssen, um zu verhindern, daß weitere Fahrzeuge die Stadt verließen. Dennoch war eine unbestimmte Zahl von Leuten — man sprach von „Tausenden“, aber das war wohl leicht übertrieben — bei Alarmstufe Gelb und vor der Errichtung der Barrikaden aus der Stadt geflohen.

Überall, wo Fahrzeuge sich stauten, waren Lautsprecherwagen eingesetzt worden. Natürlich waren zahlreiche Flüchtige vor den Barrikaden ausgestiegen und zu Fuß weitermarschiert, aber es gelang doch, die meisten Ausbrecher zur Rückkehr zu bewegen, zur Rückkehr in die Stadt, den großen Brand, die Strahlung und das Grauen. Nichts hatte man unterlassen, um sie zurückzuholen, und wo gutes Zureden nicht zog, mußten Drohungen helfen. Wie sollten alle diese Menschen denn auch draußen auf dem Lande existieren? „Hier in der Stadt“, schrie es unablässig aus den Lautsprechern, „haben wir Nahrung, Obdach, Kleidung, ärztliche Hilfe. Hier ist alles, was wir brauchen.“

Die Mehrzahl der Ärzte und Krankenschwestern in Henrys Abschnitt hatte sich an die für Alarmstufe Gelb erlassenen Vorschriften gehalten, doch einige hatten versagt. Die ersteren hatten das Unentbehrlichste an medizinischer und chirurgischer Ausrüstung zusammen mit ihren Familien in die Wagen gepackt und waren aus der Stadt gefahren. Jetzt waren sie längst zurück. Aber die anderen Ärzte, Krankenschwestern und Techniker lebten nun nicht mehr, oder sie waren selbst verletzt oder eingeschlossen hinter der Barriere von Bränden, die sich um den Kern des Feuersturmes gebildet hatte.

Tausende waren inzwischen aus Wohnungen, Läden, Miethäusern, Fabriken, aus Dachböden, Bussen und anderen plötzlich unsicher gewordenen Plätzen gerettet worden. Tausende waren noch immer, auch in Henrys Abschnitt, in Not und Gefahr. Aber seine vielen ausgebildeten Helfer, verstärkt durch ein sich noch immer vergrößerndes Heer von Freiwilligen, gingen der Gefahr zu Leibe, wo sie sie antrafen. Sie löschten Brände und schafften Verwundete auf dem schnellsten Wege zum Kristallsee. Auf Tiefladern transportierten sie Geländeräumer und Kräne in die bedrohten Gebiete, sie schlugen Feuerschneisen, rissen feuergefährliches Gerümpel herunter und legten Telefonkabel von Schutt und Trümmern frei. Schulter an Schulter mit der Berufsfeuerwehr vollbrachten sie wahre Wundertaten. Sie standen als Brandwache auf den brüchigen Dächern der einst so prächtigen Gebäude. Durch alle Straßen zogen bewaffnete Freiwilligenstreifen, um zu verhindern, daß geplündert wurde. Gemeinsam mit den Leuten von der Wasserversorgung hatten sie das zunächst fast aussichtslos erscheinende Löschwasserproblem gelöst. In kürzester Zeit war vom Kristallsee ein Abfluß zur Breiten Straße geschaffen, wo der Kampf gegen das Feuer nun weitergehen konnte. (Fortsetzung folgt)

KREUZWORTRATSEL



**Waagrecht:** 1. warme Jahreszeit, 5. kalte Jahreszeit, 9. Schweifstern, 10. griechischer Buchstabe, 12. Faulendes, 14. deutscher Sportflieger (†), 15. oberste Dachkante, 17. Küstenfluß in Hinterpommern, 18. Hirschart, 19. Wasgenwald, 20. Waldtier, 22. Teil des Gottesdienstes, 24. Topf (franz.), 26. Nebenfluß der Warthe, 27. Papageienart, 29. totes Wesen, 32. Gestalt aus 1001 Nacht, 34. Universitätsstadt in Pakistan, 35. Beiname der Athene, 36. mittelamerikanischer Staat, 38. Wäschestoff, 40. weiblicher Vorname, 41. Farbe, 43. weiblicher Vorname, 45. eingedickter Fruchtsaft, 48. europäische Hauptstadt, 50. Militärgebäude, 51. Gegner Luthers, 52. Staat der USA, 54. Papierformat, 55. peruanischer Indianerstamm, 56. französischer Schlachtort von 1870, 57. russischer Strom, 58. Giftschlange, 59. Nebenfluß der Donau, 60. Zupfinstrument.

**Senkrecht:** 1. Herzbad am Taunus, 2. Vorzeichen, 3. Honigwein, 4. Volkstanz, 5. Grundelement, 6. einfältiger Mensch, 7. Nebenfluß der Fulda, 8. Niederschlag, 9. Drehgriff, 11. Nebenfluß der Peene, 13. Bildeinfassung, 15. dicker Nebel in England, 16. Küstenfluß in Südfrankreich, 21. Schachzug, 23. schokoladenüberzogene Leckerei, 24. Tasteninstrument, 25. deutscher Mundartdichter, 27. Baumstraße, 28. türkischer Haupthandelsplatz an der Mittelmeerküste, 30. israelitischer König, 31. manganreicher Stahl, 32. Rundfisch, 33. Nebenfluß der Aller, 36. Apostel, 37. spanische Provinzhauptstadt am Tajo, 39. Nebenfluß des Rheins, 41. Gartenpflanze, 42. römischer Lustspieldichter, 44. Übernachtungsgasthaus, 45. Brennstoff, 46. Nebenfluß des Neckars, 47. Nutzland, 49. Insektenlarve, 51. Schwimmvogel, 53. Raubfisch, 55. Gebirgsrücken bei Braunschweig.

SILBENRÄTSEL

a — bei — bend — ca — cho — de — des — di — dorf — e — er — fei — fi — go — i — in — ka — ke — ken — kro — lan — le — le — lei — lo — me — me — ne — nik — nis — no — nu — o — of — on — per — ra — ral — rar — rei — rich — su — ter — the — titz — tor — tri — trie — u — un — va — val — ver — vit — vo — wa — zeich — zier — zo.

Aus diesen Silben sind 15 Wörter nachstehender Bedeutung zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, eine wichtige Erkenntnis ergeben. (ch = ein Buchstabe.)

1. Deutscher Romanschriftsteller (†), 2. hinterindischer Strom, 3. geordnete Aufstellung, Zusammenstellung, 4. Name eines Sonntags, 5. Basaltkuppe bei Görlitz, 6. Aufzug, 7. Berliner Stadtteil, 8. italienischer Opernkomponist, 9. Militärcharge, 10. Arbeitsende, 11. Teil der elementaren Geometrie, 12. Beamtenanwärter, 13. Kirchengesang, 14. kleiner Karpfenfisch, 15. Ostgotenkönig.

Das gleiche Maß

Ob vorwärts, ob rückwärts ich werde gelesen, ich bleibe gleich lang, wie ich's immer gewesen.

Rätsellösungen aus Nr. 10

**Silbenrätsel:** 1. Virus, 2. Okapi, 3. Novelle, 4. Zuwendung, 5. Wismut, 6. Ekkehard, 7. Isere, 8. Schopenhauer, 9. Talleyrand, 10. Retorte, 11. Enzian, 12. Irak, 13. Termit, 14. Engadin, 15. Raimund, 16. Norne. — Von zwei Streitern siegt der Denkende.

**Buchstabenkombinationsrätsel:** 1. Rabat — These, 2. Erato — Omega, 3. Nanni — Iglau, 4. Eugen — Novum, 5. Agave — Erlau, 6. Natur — Rotor. — Rene Antoine Reaumur († 17. Okt. 1757).

**Magisches Kreuz:** 1. Pendel, 2. Angela, 3. Adebar, 4. Belang.

# Ein Besuch auf der Radarinsel

Vor uns, aus den launischen Fluten des Nordatlantik, fast 100 Seemeilen von Kap Cod entfernt, erhob sich der Texas-Turm, die Radarinsel. Er bot Unterkunft für die 85 Arbeiter, die bei unserem Besuch gerade mit dem Bau der Plattform beschäftigt waren. Und er bildet nunmehr die Heimstätte für 70 Mann Fluggesellschaft und einige Bauleute und Monteure, die letzte Hand an das Werk legten.

Wir selbst befanden uns noch auf dem Schlepper „El Sol“, dem Versorgungsschiff für den Turm und dessen einzigem Verbindungsglied mit der Außenwelt. Mit uns an Bord waren 14 zurückkehrende Arbeiter, die mit Interesse verfolgten, wie der alaska-indianische Kapitän der „El Sol“, Pat Carrough, mit großer Geschicklichkeit sein Schiff dicht an den Turmaufbau heranmanövrierte.

„Sind Sie bereit für Ihre Küstenrollerfahrt?“ fragte ein Seemann den Pressephotographen des „Washington Star“ und mich, als Kapitän Carrough den Schlepper dicht an den Turm heranschob. Ein riesenhafter Kran ließ einen runden Floßkorb, der an einer Kette hing, auf das Deck niedersausen. Dieser „Berliner Pfannkuchen“, wie die Leute vom Turm den Floßkorb nennen, ist das einzige Beförderungsmittel zum Deck des Turmaufbaus, 25 Meter über dem Wasserspiegel. Wir zogen Schwimmwesten für die Fahrt an, denn gelegentlich kippt das Floß um und befördert seine Insassen ins Meer. Jeweils zu sechst zwängen wir uns in den „Pfannkuchen“ hinein.

Hinaus ging es über die See und in die Höhe, und dann ließ man uns auf das Turmdeck niederplumpsen.

Ein Mann mit schwachem Bartwuchs, der einen Metallhelm auf dem Kopfe trug, half uns heraus.

Es war der Konstruktionsinspektor der Marine, Joseph T. Lee, der unsere Führung durch den Turm übernahm. „Als einer, der von Anfang an hier dabei war“, erklärte er, „kann ich Ihnen sehr wohl einige Angaben machen. Der Turm ist in seiner Grundfläche ein Dreieck, dessen Seiten je 60 Meter lang sind. Er ruht auf drei Pfosten, von denen jeder einen Durchmesser von 3 Metern hat. Die Plattform befindet sich rund 25 Meter über dem Wasser, das hier etwa 17 Meter tief ist. Die Pfosten reichen ungefähr 13 Meter tief in den Meeresboden hinein. Die Plattform ist über 6 Meter dick, so daß die Pfosten von der Spitze bis zum Fuß eine Länge von etwa 61 Metern besitzen.“

„Außen“, erklärte Lee weiter, „weisen die Pfosten eine 2 1/2 bis 5 Zentimeter starke Stahlpanzerung auf. In der Mitte sind sie hohl, an beiden Seiten von einer 60 Zentimeter starken Beton-

schicht umgeben und bis zum Meeresboden stahlgepanzert. Der im Meeresgrund befindliche Teil der Pfosten besitzt einen Durchmesser von über 45 Metern und ist im Innern mit Eisenbeton ausgefüllt. Insgesamt enthalten die Pfosten rund 1400 Kubikmeter Beton.“

„Die gesamten Teile wurden Mitte Juli 1955 von großen Booten von Boston nach ihrem Bestimmungsort geschleppt und dort unter Zuhilfenahme der modernsten technischen Verfahren montiert und mittels Druckluftfundierung im Meere aufgerichtet. Das war nur dort, am Rande des Schelfmeeres, möglich. Denn nicht ganz 2000 Meter weiter ist der Ozean schon über 300 Meter tief.“

Der Texas-Turm, so genannt, weil Konstruktionen dieser Art zuerst für die Ölbohrungen in den Schelfwassern von der Küste von Texas Verwendung fanden, wurde als erster einer Kette von amerikanischen Radarstationen gebaut, die der frühzeitigen Warnung vor einem etwaigen Angriff dienen und sich über eine Küstenlinie von rund 2300 Kilometern, von Neufundland bis Norfolk, hinziehen sollen. Verträge über den Bau von drei weiteren Türmen, etwa 65 Kilometer vor Nantucket, 145 Kilometer vor Portland und 130 Kilometer südöstlich von Long Island, sind bereits abgeschlossen. Ein fünfter, vor der Küste von Nova Scotia, befindet sich noch im Stadium der Planung. Der jetzt fertiggestellte erforderte einen Kostenaufwand von 20 Millionen Dollar.

Er besitzt ein Gesamtgewicht von 6500 Tonnen. Seine kugelförmigen Radarkuppeln, von der ungefähren Größe eines zweistöckigen Hauses, bilden die „Ohren“ des Turmes. Ein Teil des Decks soll als Landefläche für Hubschrauber Verwendung finden, aber einigen der Arbeiter erschien es zweifelhaft, ob jemals viele Flugzeuge werden niedergehen können, wenn das Wetter so ist, wie es über dem Nordatlantik zu sein pflegt.

Mr. Lee setzte seinen Rundgang mit uns fort, indem er uns mit nach unten nahm. Er führte uns durch die verschiedenen Decks, wies uns auf die Klima- und die Heizungsanlagen hin, zeigte uns die achtmotorige Dieselmachine, welche die elektrische Energie liefert, und führte uns einen Evaporator vor, der in der Stunde 675 Liter Meerwasser in Trinkwasser umwandelt. Er wies uns die dicht zusammengedrängten, aber komfortablen Räume mit ihrer ausschließlichen Metallkonstruktion sowie die Werkstätten, die mit allen Geräten versehen sind, um die erforderliche Ausrüstung aufrechterhalten und ergänzen zu können.

„The Sunday Star Magazine“

**ZB** Illustrierte. Zeit-Berichte + Zeit-Bilder für Menschen im Atomzeitalter. Ersch. 14tägl. im Verlag Münchner Buchgewerbehaus GmbH, München 13, Schellingstr. 39-41, Ruf 2 13 61. Chefredakteur: Fried. Walter Dinger. Verantwortlich für Zeit-Berichte: Helmut Dohle und Heinrich Deurer. Zeit-Bilder: Dr. Volker Werb. Ziviler Bevölkerungsschutz: Artur Baumann. Redaktion Köln, Merlostraße 10/14, Ruf 7 01 31. Manuskripte und Bilder nur an Redaktion, bei Einsendungen Rückporto beifügen. Für unverlangte Beiträge keine Gewähr. Anzeigenverwaltung: Verlag und Anzeigenverwaltung Karl Vater, München 8, Prinzregentenstr. 144, Telefon 44 59 66. Verantwortlich: Georg Vater. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 3 gültig. Druck: Münchner Buchgewerbehaus GmbH, München 13, Schellingstraße 39. Alleinauslieferung für das Saargebiet: Josef Leismann, Saarbrücken III, Johannisstraße 4, Preis sfrs. 60.— einschließlich Zustellgebühr. Alleinauslieferung für Belgien: Agence et Messageries de la Presse, Bruxelles, Rue du Persil 14A22, Preis sfrs. 7.—. In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Dr. Gerhard Bartsch, Salzburg, Bergstraße 8, Telefon 6 83 26, Preis S. 3.50 in Österreich. Bezugsbedingungen: Einzelpreis 50 Pf. Abonnements nehmen der Verlag und alle Postämter entgegen. Monatlicher Bezugspreis DM 1.08 (zuzüglich Zustellungsgebühr DM 0.06).

Ausschneiden — Einsenden — Absender nicht vergessen

## GUTSCHEIN

f. eine Torpedo-Koffer-Schreibmaschine, egal welches der 5 Modelle zur Lieferung ohne Nachnahme, Ratenbeginn 4 Wochen n. Erhalt mit Umtauschrecht Unterlagen unverbindlich. Wir führen alle Fabrikate

**Günther Schmidt GmbH.**  
Frankfurt am Main, Abt. SM  
Platz der Republik 3  
Fachversandhaus  
aller Schreibmaschinen

z. B.:  
Torpedo 20  
monatlich 16,— DM  
ohne Nachnahme

**Südd. größtes Schreibmaschinenhaus**

## Schuppenflechte offene Beine

Verzweifeln Sie nicht, auch wenn Sie an Flechten, Ekzemen, Akne oder Hämorrhoiden leiden. Unzählige, die wie Sie entmutigt waren, sind dank Terrasinal wieder lebensfroh geworden. Fordern Sie unverbindlich die Sie betreffende Schrift von

**Terrasinal 728 E Wiesbaden**

*Für Frau*

*und Familie*



Ein echtes Indianerlager haben sich diese Jungen aufgebaut und verbringen hier ihre Ferien auf den Spuren der großen Gestalten einer abenteuerlichen Vergangenheit. Ihr „wildes“ Leben ist jedoch straff organisiert. Es gibt den „Rat der Ältesten“ und auch noch einen richtigen Häuptling.

Häuptling Adlerauge besitzt als einziger des Stammes ein weißes Reitpferd. Wenn das Tier bei einem Erkundungsritt in „feindliches“ Gebiet leistungsfähig sein soll, muß es auch gepflegt werden. Über der Badehose trägt der selbstbewußte Häuptling einen zünftigen Lendenschurz.



**Alte Romantik  
neu belebt**

# Auf Winnetous Spuren

Eine erfreuliche Tatsache konnte unser Fotograf im Bild festhalten: Es gibt im Zeitalter der Technik noch junge Menschen, die sich nicht nur für Maschinen und Flugzeuge interessieren, sondern ihren Urlaub unbeschwert mitten in der Natur verbringen, wie diese Jugendgruppe aus Süddeutschland.



Nach Einbruch der Dunkelheit wird ein Lagerfeuer angezündet, und die Friedenspfeife macht die Runde. Auch Lieder werden gesungen, die sehr echt wirken, wie auch der Gespenstertanz des Medizinmannes. Denn auf Echtheit legen diese jungen Indianer den größten Wert.

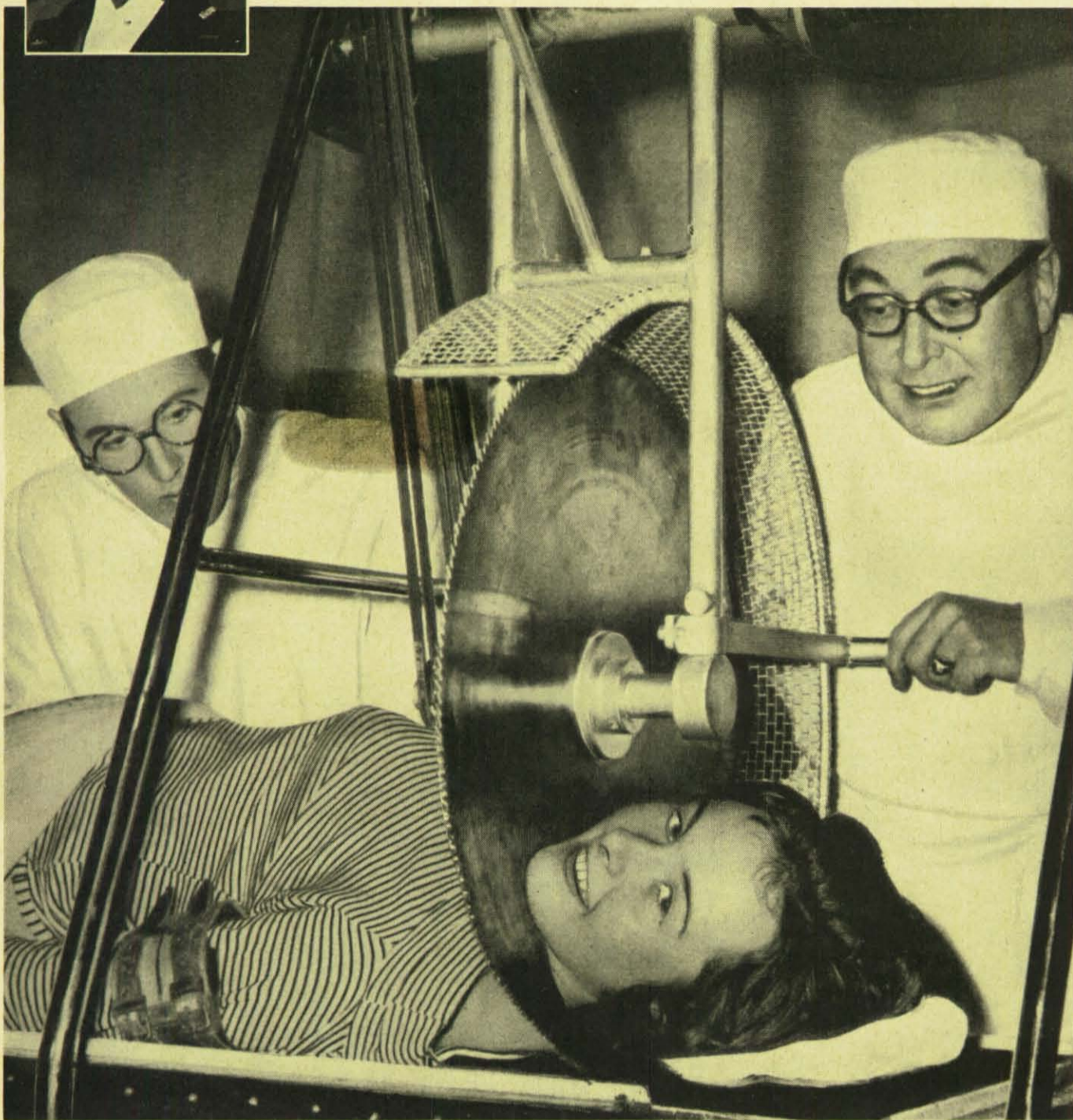
Von großer Bedeutung für jeden Indianerstamm, der etwas auf sich hält, ist selbstverständlich der Medizinmann, den unser Bild in vollem Ornat zeigt. Hier beschwört er mit Rasseln und Trommeln die Geister und versucht, die schlimmen Dämonen günstig zu stimmen.





# Sim-Sala-Bim

## Zu Gast bei Kalanag, dem König der Magier



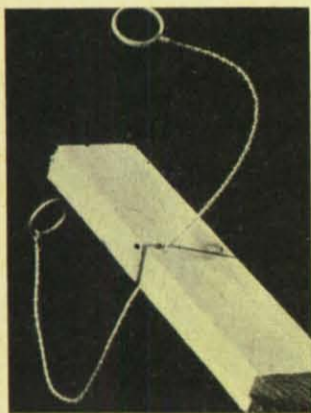
Ganz so gefährlich, wie es auf unserem Bild aussieht, ist es für die junge Dame nicht, denn sie kommt heil und gesund davon. Und doch wird sie vor den Augen der entsetzten Zuschauer zersägt. Wie das möglich ist? Nun, das ist eben ein Geheimnis des großen Kalanag, ist einer seiner vielen Tricks, mit denen er ein atemlos lachendes Publikum in seinen Bann zieht. Er „verzaubert“ gewöhnliches Leitungswasser in jedes Getränk, das die Zuschauer wünschen, von Sekt über heißen Kakao bis zur Berliner Weißen; er läßt Autos, Frauen und Tiere verschwinden und ist wirklich ein König der Magier. — Nach einer Vorstellung im Kölner „Kaiserhof“ hatte unser Reporter Gelegenheit zu einem privaten Gespräch mit dem Meister der „schwarzen Kunst“. Und dabei ergab sich eine ganz außergewöhnliche Tatsache: Der berühmte Zauberer Kalanag heißt mit bürgerlichem Namen Dr. Schreiber und ist eigentlich ein ebenso berühmter — Filmproduzent! Ein Produzent aber ist im Filmgeschäft wohl der wichtigste Mann, weil er die Gelder flüssig macht und deshalb auch über alles bestimmen kann. 180 Filme entstanden unter der Produktionsleitung von Dr. Schreiber, darunter Welterfolge wie z. B. „Truxa“ mit La Jana und Hannes Stelzer, „Befreite Hände“ mit Brigitte Horney, „Paracelsus“ mit Werner Krauss, „Die Neuberin“ mit Käthe Dorsch, „Der Herrscher“ mit Emil Jannings und nicht weniger als 6 Filme mit Hans Albers.

*Für Frau  
und Familie*

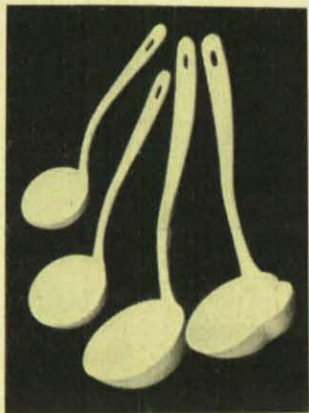
TIPS FÜR MUTTI • TIPS FÜR MUTTI • TIPS FÜR MUTTI • TIPS FÜR MUTTI • TIPS FÜR MUTTI • TIPS FÜR MUTTI • TIPS FÜR MUTTI • TIPS FÜR MUTTI

TIPS FÜR MUTTI • TIPS FÜR MUTTI • TIPS FÜR MUTTI • TIPS FÜR MUTTI • TIPS FÜR MUTTI • TIPS FÜR MUTTI • TIPS FÜR MUTTI • TIPS FÜR MUTTI

TIPS FÜR MUTTI • TIPS FÜR MUTTI • TIPS FÜR MUTTI • TIPS FÜR MUTTI • TIPS FÜR MUTTI • TIPS FÜR MUTTI • TIPS FÜR MUTTI • TIPS FÜR MUTTI



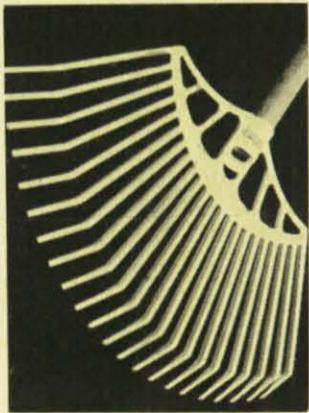
**Die Bandsäge in der Tasche** ist für Camping und Haushalt ein willkommenes Werkzeug. Es ist ein haarscharfer Sägedraht mit 2 Ringen. Gruber, München.



**Eine Schöpflöffelgarnitur** aus dem neuen Kunststoff Hostalen, der Temperaturen bis zu 120 Grad verträgt. Hersteller: Thoma OHG, Bernau/Baden.



**Dieser Kunststoffgriff** paßt auf jeden Topf. Bequem kann man ohne Gefahr den heißen Deckel abheben. Hersteller: Hans Biedermann & Co., Hamburg.



**Aus Nylon hergestellt** werden jetzt bruchsichere Gartengeräte wie dieser Rechen. Sie rosten nicht und sind federleicht. — G. A. Röders, Soltau.



**Ein Allround-Gerät** ist dieses dreiteilige Plastikkorbchen. Es kann Handtasche, Handarbeitskorb, Papierkorb oder Fruchtwäscher sein. — Benzling-Plastik.

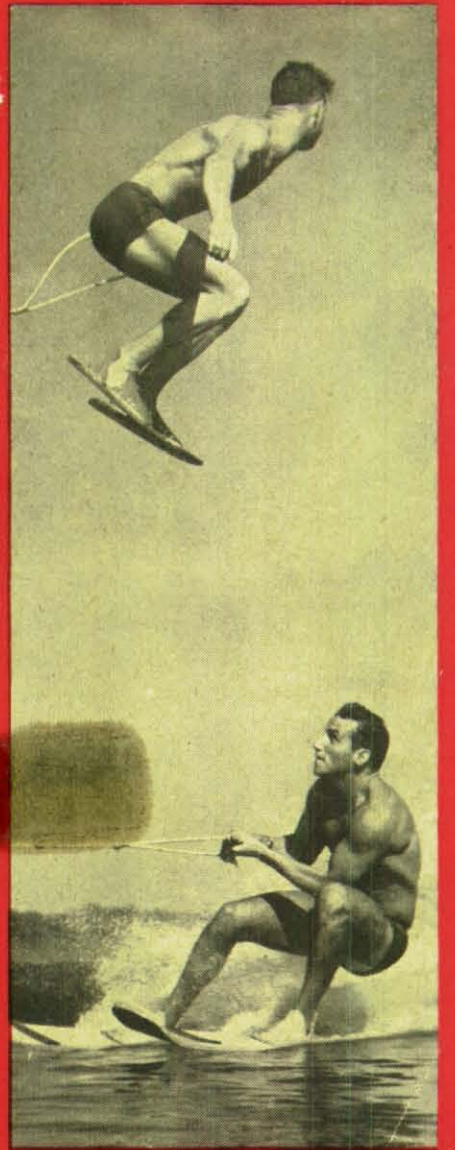
TIPS FÜR MUTTI • TIPS FÜR MUTTI • TIPS FÜR MUTTI • TIPS FÜR MUTTI • TIPS FÜR MUTTI • TIPS FÜR MUTTI • TIPS FÜR MUTTI • TIPS FÜR MUTTI

**ZB**

## Wassersport mit Pfiff



Auf dem Gebiete des Sports geht heute nichts mehr seinen gewöhnlichen Gang, sondern die Sport-Enthusiasten denken sich immer neue Wege aus, um das einfache komplizierter und aufregender zu machen. Mr. Craig Hill und sein Freund Dick finden es z. B. sehr reizvoll, auf Wasserskiern nicht wie üblich von einem Motorboot gezogen zu werden, sondern von einem Hubschrauber. Bei einer Geschwindigkeit von 60 km in der Stunde jagen sie über das Wasser. Bei dieser neuen Art des Wasserskis geht es aber nicht immer ohne Stürze ab, so groß die Geschicklichkeit der Akrobaten auch sein mag. Manchen Nachmittag verbringen die beiden aber auch mit dem Piloten des Hubschraubers über dem Pazifik, indem sie aus der Luft angeln. Diese Art, sich die Zeit zu vertreiben, erscheint einem gar nicht mehr außergewöhnlich, wenn man hört, daß die drei amerikanischen Boys die regelmäßige Fernsehshow „Whirlybirds“ gestalten, in denen sie und 20 Hubschrauber die Hauptrollen spielen.



NICHT GANZ WOHL scheint dem „Untermann“ bei diesem Kunststück seines Kollegen — einer vollen Körperumdrehung in rasender Fahrt — zu sein, denn er zieht unwillkürlich den Kopf ein. Aber alles geht gut!



FÜRS FAMILIENALBUM wird hier einer unserer Freunde mit seiner Beute fotografiert. Bei einem zweistündigen Hubschrauberflug über dem Ozean hat er diese beiden beachtlichen Fische aus der Luft geangelt.